

RUB: brutal schön?

Ein Ausstellungsbuch, herausgegeben von Cornelia Jöchner,
erarbeitet mit Studierenden des Kunstgeschichtlichen Instituts
der Ruhr-Universität Bochum

RUHR
UNIVERSITÄT
BOCHUM

RUB

Bochum 2020

RUB: brutal schön?

Ein Ausstellungsbuch, herausgegeben von Cornelia Jöchner,
erarbeitet mit Studierenden des Kunstgeschichtlichen Instituts
der Ruhr-Universität Bochum
Bochum 2020

Copyright © Die Autorinnen und Autoren

Text- und Bildredaktion: Jasmin Gierling, Johanna Staßen

Graphische Gestaltung: Alexandra Badke

ISBN: 978-3-96955-002-1

DOI: 10.46586/rub.153.129

Autor*innen, Redaktion und Herausgeberin haben sich nach Kräften bemüht, die Bildrechte zu klären.
Sollte dies nicht in allen Fällen möglich gewesen sein, bitten wir um Benachrichtigung.

Inhaltsverzeichnis

Grußworte

Prof. Dr. Axel Schölmerich,
Rektor der Ruhr-Universität Bochum 4

Dr. Erdmute Lapp,
Direktorin der Universitätsbibliothek Bochum 4

Prof. Dr. Constantin Goschler,
Altdekan der Fakultät für
Geschichtswissenschaften 5

Einleitung „RUB: brutal schön!“

Prof. Dr. Cornelia Jöchner,
Kunstgeschichtliches Institut der
Ruhr-Universität Bochum 6

Die Ruhr-Universität. Eine Bau-Chronik 9

Wie baut(e) man eine Universität? 10

Die (Er-)findung einer Reformuniversität 13

Wie wurde die RUB gebaut? 17

Die RUB – Eine Megastruktur 23

Die Materialität der RUB 27

Kunst am Bau 30

Die Nord-Süd-Achse der RUB

Parkhaus 35

Universitätsbibliothek 36

Musisches Zentrum - „Big Beautiful Building“ 37

Audimax 39

Mensa 41

Im Schnittpunkt der Achsen

Hauptforum 43

Verkehr stapeln 45

Die Ost-West-Achse der RUB

Querforen 47

Institutsgebäude 49

Hörsaalzentrum Ost (HZO) 51

N- & I-Bauten in der Diskussion

Aktuell! 53

Verehrt, vergessen, verloren?

Gescheiterte Multifunktionalität 56

Fotostrecke. Die ursprüngliche Konzeption
der Außenanlagen und das heutige
Erscheinungsbild - ein Vergleich 58

Universitäres Leben 1960.

Interviews mit Zeitzeugen
aus der Gründungsphase 64

Beteiligte am studentischen Projekt 86

Bibliographische Auswahl 87

Abbildungsnachweise 90

Grußworte

Prof. Dr. Axel Schölmerich, Rektor Ruhr-Universität Bochum

Die Ausstellungen „RUB: **brutal schön?**“ und „SOS Brutalismus - Rettet die Betonmonster!“ gehörten für mich persönlich – zusammen mit der Auftaktveranstaltung der Ruhrtriennale in unserem Audimax – zu den kulturellen Highlights 2019 an der Ruhr-Universität Bochum.

So wurde im Rahmen des studentischen Projektes „RUB: **brutal schön?**“ unter der Leitung von Prof. Dr. Cornelia Jöchner die RUB noch einmal von einer ganz anderen Seite gezeigt – sie ist nicht nur der graue und nüchterne Betonklotz, ihre Architektur offenbart mit der Sichtbarkeit von Material und Funktion sowie der gleichzeitigen Einbettung in die sie umgebende Landschaft die große Besonderheit unseres Campus'. Dieser wird nicht zuletzt durch die „Kunst am Bau“ zu einem faszinierenden Forschungsobjekt.

Die Ausstellung zeigt außerdem die Architektur der RUB als hochinteressantes Beispiel eines weltweiten Phänomens: für den Stil des Brutalismus. So entstanden zwischen den 1950er und 1970er Jahren weltweit Bauwerke und teilweise ganze Siedlungen und Gebäudekomplexe im Stil des Brutalismus, die den Baustoff Beton in seiner Ursprünglichkeit und Rohheit hervorheben.

Doch mehr noch als die Exponate der Ausstellung werden mir die leuchtenden Augen und die große Begeisterung der Studierenden und der Projektleitung bei der Vernissage in Erinnerung bleiben. Das Projekt hat einmal mehr gezeigt, welche Wirkung die Anbindung an die Praxis im Studium – auch und vielleicht sogar besonders für Studierende geisteswissenschaftlicher Fächer – hat. Ich danke allen Beteiligten für das überragende Engagement und hoffe, dass die Motivation und Begeisterung, mit der sie sich diesem Projekt gewidmet haben, auch künftig solche Blüten tragen wird.

All denjenigen, die nicht die Gelegenheit hatten, die Ausstellung persönlich zu besuchen, wünsche ich besonders viel Vergnügen bei der Lektüre dieser Publikation.

Ihr
Axel Schölmerich

Dr. Erdmute Lapp, Leiterin der Universitätsbibliothek, Bochum

Als die Ausstellung RUB: **brutal schön?** – ein Projekt von Studierenden der Kunstgeschichte unter Leitung von Frau Prof. Jöchner vom 25.9.-31.10.2019 in der Universitätsbibliothek Bochum gezeigt wurde, war die Welt noch eine andere. Die UB war noch zentraler Lern- und Forschungsort auf dem Campus und Treffpunkt für Studierendengruppen, die gemeinsam die UB als Erweiterung ihrer Seminarräume und Labore genutzt haben. Im zentralen Treppenhaus der UB wurden regelmäßig die Ergebnisse forschenden Lernens sowie Kunst und Fotografie gezeigt und von den täglich bis zu 5000 UB-Besuchern wahrgenommen. Die Studierenden haben sich gegenseitig informiert: Ich gehe jetzt immer in die UB zum Lernen, sie haben bis Mitternacht geöffnet, sie haben ein Café, und sie haben interessante Ausstellungen. Das Treppenhaus der UB, das in der Ausstellung RUB: **brutal schön?** einen besonderen Platz einnimmt, war gleichzeitig Präsentationsort für Forschungsergebnisse und Lernort für Studierendengruppen und in diesem Sinne ein makerspace.

Grußworte

Der Große Unterbrecher hat diese Aktivitäten abgebrochen. Umso mehr freuen wir uns darüber, dass die Ausstellung und die Forschung der Studierenden als Open Access-Publikation bereitgestellt wird und uns daran erinnert, was wir unterbrechen mussten und wiedergewinnen möchten.

Besonders freuen wir uns auch darüber, dass Studierende bereits im Studium Erfahrungen mit Publizieren im Open Access gewinnen, und die UB ist stolz darauf, außer dem Open Access-Journal GA2: Kunstgeschichtliches Journal für studentische Forschung und Kritik die vorliegende Monographie bereitstellen zu dürfen. Wir wünschen der Publikation viele interessierte Leser!

Erdmute Lapp

Prof. Dr. Constantin Goschler,
Altdekan der Fakultät für Geschichtswissenschaften

RUB. Brutal schön

In den rund 15 Jahren, die ich an der Ruhr-Universität verbracht habe, hat sich viel verändert. Besonders bemerkenswert ist der Imagewechsel der RUB-Architektur. Im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts galt die Ruhr-Universität noch als gebauter Ausdruck einer seelenlosen, menschenfeindlichen Moderne. Die finanzielle Malaise der deutschen Hochschullandschaft hatte hier besonders markante Spuren hinterlassen, und so beklagte der damals in Bochum lehrende Historiker Norbert Frei 2004 in der ZEIT, dass ihn die Ruhr-Universität an die kriegszerstörte Innenstadt von Kabul erinnere. Der Ruinenwert von Beton befand sich gewissermaßen auf dem Tiefpunkt. Und jetzt also ist es soweit, dass die Schönheit des RUB-Betons gepriesen werden kann, auch wenn die These „brutal schön“ vorsichtshalber mit einem Fragezeichen versehen wurde.

Was bedeutet die sich hier abzeichnende Brutalismus-Nostalgie? In der Intention seiner zeitgenössischen Fürsprecher in den 1960er Jahren stand der Brutalismus für „Ehrlichkeit“. Trotz der Massivität des Baustoffs Beton wurde hier ein Transparenzversprechen abgegeben, das die großflächigen Fensterflächen noch unterstrichen. Doch wurde der Brutalismus bereits im selben Jahrzehnt zum Symbol der von Alexander Mitscherlich behaupteten „Unwirtlichkeit unserer Städte“. Sein damit verbundener „Aufruf zum Unfrieden“ mutierte in linken politischen Milieus bald zur Kampfpapole „Schade, dass Beton nicht brennt.“

Heute steht die brutalistische Architektur dagegen für die vergangene Zukunft der optimistischen 1960er Jahre und des ausgleichenden sozialdemokratischen Wohlfahrtsstaats: Rauer Waschbeton gegen die glatten Marmorfassaden der Postmoderne, sozusagen die Kulissen des Neoliberalismus. Diese Neubewertung des Brutalismus passt zugleich hervorragend zum Selbstbild des „ehrlichen, rauen Ruhrgebiets“, das den Malochercharme für das postindustrielle Zeitalter zu adaptieren sucht. Den Urtext dafür hat uns Herbert Grönemeyers Ode an Bochum geliefert: „Du bist keine Schönheit, vor Arbeit ganz grau! Du liebst dich ohne Schminke; bist ne ehrliche Haut; leider total verbaut, aber gerade das macht dich aus!“ Das wärmt das Herz und erzeugt Gänsehaut im Stadium, aber Vorsicht: Der diskursive Gegensatz von „Ehrlichkeit“ und „Oberflächlichkeit“ ist eingebunden in alte deutsche Kulturtraditionen und damit gewissermaßen ideologisch: Seit jeher steht so etwa der „ehrliche Deutsche“ dem „oberflächlichen Amerikaner“ entgegen.

Grußworte

Der architekturhistorische Blick will somit nicht die Nostalgie verstärken, sondern erfahren, was solche Nostalgie und der damit verbundene Wechsel ästhetischer Ideale zu bedeuten hat: Wie die RUB-Architektur zeigt, wird aus schön brutal hässlich und jetzt wieder brutal schön. Diese studentische Ausstellungsinitiative kann uns also für einen historisch aufmerksamen Umgang mit der Architektur der RUB sensibilisieren. Sie warnt uns davor, unseren jeweiligen Zeitgeschmack absolut zu setzen. Sie hilft uns zu verstehen, welche institutionellen und organisatorischen Visionen mit der brutalistischen Architektur der RUB verbunden waren. Und sie verhilft uns zu einer Auseinandersetzung, wie wir mit diesen Überresten einer vergangenen Zukunft umgehen. Und so ist es gut, dass diese Initiative von den Studierenden dieser Universität ausgeht. Denn sie und ihre Kinder sind es schließlich, die irgendwann mal in den Relikten einer vergangenen Zukunft herumwandern werden, die wir gerade zu entwerfen im Begriff sind.

Constantin Goshler

Prof. Dr. Cornelia Jöchner,
Kunstgeschichtliches Institut der Ruhr-Universität Bochum

Einleitung „RUB: brutal schön?“

Ein studentisches Ausstellungsprojekt

Vor ziemlich genau einem Jahr konnten wir in der Universitätsbibliothek der Ruhr-Universität Bochum die studentische Ausstellung „RUB: **brutal schön?**“ eröffnen. Am selben Abend fand die Vernissage zur Ausstellung „SOS Brutalismus. Rettet die Betonmonster!“ des Deutschen Architekturmuseums in Frankfurt/Main statt, die dankenswerter Weise im Musischen Zentrum der Ruhr-Universität gezeigt werden konnte. Beide Präsentationen zogen viel Publikum sowohl innerhalb des Campus' als auch von außerhalb an. Dabei bekundeten zahlreiche Besucherinnen und Besucher ihr Interesse an einer Veröffentlichung auch der studentischen Ausstellung. Dem kommt die Online-Publikation nach, die wir nun vorlegen. Wir freuen uns sehr, auch hierfür Grußworte des Rektors der Ruhr-Universität, Prof. Dr. Axel Schölmerich, der Leiterin der Universitätsbibliothek, Dr. Erdmute Lapp, sowie des damaligen Dekans der Fakultät für Geschichtswissenschaften, Prof. Dr. Constantin Goshler, erhalten zu haben.

Unser studentisches Ausstellungsprojekt entstand in Kooperation mit der Ausstellung „SOS Brutalismus. Rettet die Betonmonster!“ des Deutschen Architekturmuseums in Frankfurt/Main. Viele Merkmale der Architektur der RUB, erbaut zu Beginn der 1960er Jahre, lassen sich der Stilrichtung des „Brutalismus“ zurechnen: ihre unbedingte Nüchternheit und Details, die zeigen wollen, dass hier alle Funktionen offengelegt werden, die Megastruktur und der überwiegend eingesetzte Sichtbeton, die gärtnerischen Anlagen in den Querforen sowie die absichtsvoll gesetzten Objekte aus dem Programm „Kunst am Bau“.

Der Titel unserer Ausstellung bezieht sich auf den Stilbegriff „Brutalismus“. Dieser geht zurück auf den französischen Ausdruck „béton brut“ des Architekten Le Corbusier, der bereits 1927 die Installationen bei seinen Häusern der Weißenhofsiedlung Stuttgart nicht unter Verputz, sondern sichtbar geführt hatte. Die Bedeutung des Wortes „brut“ (frz.: grob, rau, ungeschliffen) wurde nach

Einleitung „RUB: brutal schön?“

dem Zweiten Weltkrieg aufgegriffen, als man die Konstruktion und Materialität von Architektur möglichst explizit zeigen wollte: Der Begriff *New Brutalism* war geboren! Mit dessen Gestaltungsfragen verband sich jedoch, wie die Frankfurter Ausstellung „SOS Brutalismus“ (2017) herausstellte, ein größerer, politischer Rahmen: eine Gegenhaltung zum monumentalen Bauen der Nazizeit in Deutschland oder zu einem mutlosen Wiederaufbau nach dem Krieg in Großbritannien; als Beitrag zum „nation building“ der jungen selbständigen Länder, die ein neues Selbstbewusstsein durch die Teilhabe an der internationalen Architekturentwicklung zeigten, sich dabei aber zugleich in den jeweiligen lokalen Gegebenheiten verankerten. Im Unterschied zum früheren *International Style* entstand so ein *Interregional* oder *New Regional Style* (Elser, 2017). Die RUB-Architektur war in hohem Maße ein Teil dieser weltweiten Architekturströmung. U. a. zeigt sich dies daran, dass der Campus hier sehr früh als eine einzige „Megastruktur“ ausgebildet wurde – dies zu einem Zeitpunkt, als es den Begriff noch gar nicht gab! Zeitgenössisch wurde dies „eine Art Breitfuß“ genannt, „auf dem einzelne höhere Bauwerke stehen“. (Jöchner, 2015) Zugleich richtete sich das Ensemble der RUB ganz bewusst an die umgebende Landschaft, wie insbesondere die Ansicht von Süden zeigt. Welche Ansprüche und Ziele sich mit diesen Gestaltungen verbanden, sollen die folgenden Beiträge zeigen.

Abb. 1



Abb. 1: Silhouette der Ruhr-Universität (Foto 2014), gesehen aus Richtung Süden

Einleitung „RUB: brutal schön?“

Von der jüngsten, global ausgerichteten Forschung profitierte unser studentisches Ausstellungsprojekt, dessen Ergebnisse auch in die derzeitigen Planungen zum Abriss der N-Gebäude einzugreifen versuchen. Um die bisherige Forschung zur Architektur der Ruhr-Universität zu ergänzen, haben die Studierenden das Universitätsarchiv aufgesucht, sich mit Originalplänen und Quellen aus der Zeit beschäftigt, haben Experten befragt und Interviews mit Zeitzeugen geführt und sich mit der Architektur der 1960er Jahre auseinandergesetzt. Wir sind davon überzeugt, dass es die Eigenart der RUB-Architektur verdient, in die Zukunftsperspektiven der Universität einbezogen zu werden!

Abb. 2



Wir danken sehr herzlich der Universitätsbibliothek der Ruhr-Universität Bochum, in deren Räumlichkeiten die Ausstellung präsentiert werden konnte und die nun auch die Möglichkeit eröffnet, sie in Form einer Online-Publikation zu dokumentieren. Unser Dank gilt darüber hinaus dem Universitätsarchiv, dem Kunstgeschichtlichen Institut, der Fakultät für Geschichtswissenschaften, Herrn Dr. Hans Hanke (LWL Denkmalpflege), dem Musischen Zentrum und dem Druckzentrum der RUB sowie dem Deutschen Architekturmuseum in Frankfurt / Main (DAM). Die Publikation folgt überwiegend den Stelltafeln der Ausstellung, so dass der Duktus der musealen Präsentation erhalten ist. Einzelne Abbildungen wurden aufgrund der Rechtesituation ausgetauscht, auf bibliographische Nachweise in Form von Fußnoten wurde auch hier zugunsten einer Auswahlbibliographie am Schluss verzichtet.

Last but not least möchte ich sehr herzlich allen beteiligten Studierenden sowie meinen drei Hilfskräften – Frau Badke, Frau Gierling und Frau Staßen – danken, die von der ersten bis zur letzten Minute das Projekt mit wissenschaftlicher Neugierde, außergewöhnlichem Engagement und Präzision getragen haben. Es sind solche Verknüpfungen von Forschung, Lehre und gesellschaftlichem Einwirken, welche die Institution Universität auch im 21. Jahrhundert notwendig machen.

Cornelia Jöchner

Die Ausstellungsmacher*innen:

Alexandra Badke, Peter Bering, Anna Fischer, Jasmin Gierling, Carolin Hartmann, Katharina Heil, Cornelia Jöchner, Natalia Knickmeier, Tim Kollande, Kitty Krauß, Tibor Krauß, Laura Krys, Bo-Ram Lee, Sophia Alice Lopes Ferreira, Kristina Melnik, Rebecca Neumann, Andreas Nowak, Yulia Orlova, Yvonne Schmied, Diana Shepotynnyk, Jan Willuweit.

Ausstellungskoordination und -redaktion: Jasmin Gierling, Johanna Staßen (Kunstgeschichtliches Institut, Ruhr-Universität Bochum)

Graphik: Alexandra Badke (Kunstgeschichtliches Institut, Ruhr-Universität Bochum)

Leitung: Prof. Dr. Cornelia Jöchner (Kunstgeschichtliches Institut, Ruhr-Universität Bochum)

Die Ruhr-Universität. Eine Bau-Chronik

Abb. 1



- 1960** Beschluss des Landtags zur Gründung einer neuen Hochschule.
- 1961** Wahl des Standortes Bochum.
- 1962** Architekturwettbewerb (Sieger: Hentrich + Petschnigg (Düsseldorf)).
- Mai 1962** Die erste Dienststelle der Ruhr-Universität Bochum nimmt ihre Arbeit für den Aufbau der Büchersammlung der Bibliotheken und der Institute auf.
- April 1963** Aus Mitarbeiter des Architekturbüros Hentrich + Petschnigg und Mitarbeitern des Staatshochbauamtes für die Universität Bochum bildet sich die Projektgruppe Hentrich + Petschnigg und Partner (HPP).
- November 1963** Veröffentlichung des Entwurfes für die Ruhr-Universität Bochum von HPP.
- 02. Januar 1964** Baubeginn der Universität mit I-Reihe und der Mensa I. (– 1965)
- 1965** Nach Fertigstellung der Gebäude IA und IB kommt es zu einem Streit zwischen den beteiligten Architekten, infolgedessen sich das Planungsteam trennt.
- April 1965** Baubeginn der N-Reihe (– 1969).
- 30. Juni 1965** Feierliche Eröffnung der Universität.

- 1965** Baubeginn des Hörsaalzentrums Ost (HZO) (– 1971).
- Ende 1965** Aufnahme des Hochschulbetriebs.
- 1966** Landschaftlicher Ideenwettbewerb (Sieger: Georg Penker).
- November 1966** Baubeginn der M-Reihe (– 1969).
- August 1967** Baubeginn der G-Reihe (– 1969).
- 1968** Baubeginn der Mensa II (– 1971).
- 1970** Baubeginn der Universitätsbibliothek (– 1974) und des Audimax.
- 1971** Baubeginn des zentralen Parkhauses (– 1974).
- 1971** Eröffnung des Botanischen Gartens.
- 1973** Baubeginn des Musischen Zentrums (– 1984).
- 1975** Eröffnung der Kunstsammlung.
- 1975 – 1978** Änderung des Ausbaus des Querforum-West.
- 2003** Beginn der Sanierungsarbeiten der Mensa II (– 2006).
- April 2007** Beginn der umfassenden Campussanierung und der Umsetzung des Standortentwicklungsplans der Ruhr-Universität.
- November 2010** Eröffnung des Gebäudes ID.
- November 2010** Eröffnung des Gebäudes ID.
- 2011** Beginn der Kernsanierung des Gebäudes IC (– 2013).
- Oktober 2013** Einweihung des kernsanierten Gebäude IC.
- November 2014** Beginn der Abrissarbeiten von IA und IB.
- Mai 2016** Grundsteinlegung für die Neubauten IA, IB und GB.
- 2019** Entscheidung über den Abriss der N-Reihe.

Autorin: Natalia Knickmeier

Abb. 1: Blick auf die Grünflächen des Querforums Ost und die Naturwissenschaftlichen Gebäude

Wie baut(e) man eine Universität?

Universitätsarchitektur – gibt es einen Typus?

Die Entwicklung des Bautyps der Universitäten ist sehr eng mit der Geschichte der Institution verknüpft. Eine klare Geschichte des Bautyps ist dennoch mitunter schwierig zu beschreiben, da sich die frühen Universitätsbauten aus klosterähnlichen Internaten, also den Kollegien, entwickelten.

Die synonyme Verwendung von Kollegium und Universität in der Frühen Neuzeit zeigt dies recht deutlich auf. Auch nach ‚Erfindung‘ der Universität wurde der Begriff Kollegium häufig weiterverwendet. Dies geschah, um den Bau exponiert zu beschreiben, während mit dem Begriff ‚Universität‘ die Institution gemeint war, die sich innerhalb des Baus befand. Zusammenfassend lässt sich sagen: die lose, zunftähnliche Lern- und Lehr-Gemeinschaft universitas fand in Kollegien Unterkunft, und es entstand so die Institution Universität.

Verwurzelt im Kollegium

Das ursprüngliche Raumprogramm der Kollegien – etwa im 12. Jahrhundert – bestand aus Schlafraum, Speiseraum und einer Küche. Nur die wenigsten Kollegien verfügten über eigene Oratorien (Gebetsräume), stattdessen wurden nahegelegene Kapellen oder Kirchen mitgenutzt. Erst mit zunehmender Etablierung und Integration der Kollegien wuchs auch deren Wohlstand – dank freigiebiger Spenden und Stiftungen wurde das Raumprogramm so stetig erweitert.

Ab etwa 1250 gehörte zum klassischen Kollegium folgende Ausstattung: Neben den drei genannten – Schlaf- und Speiseraum sowie Küche – verfügten Kollegien nun über Lehr-, Aufenthalts- und Verwaltungsräume, hinzu kamen Bibliotheken, Schatzkammern und Archive. Auch das Personal wurde mit Wohnräumen versehen. Darüber hinaus gab es Pfortnerlogen im Eingangsbauwerk, Vorrats- und Wirtschaftsräume; Kollegien verfügten über eigene Scheunen, Bäckereien, Küchen, Sportanlagen, Stallungen und Brauereien – nach Erfindung des Buchdrucks kamen außerdem Druckereibetriebe hinzu.

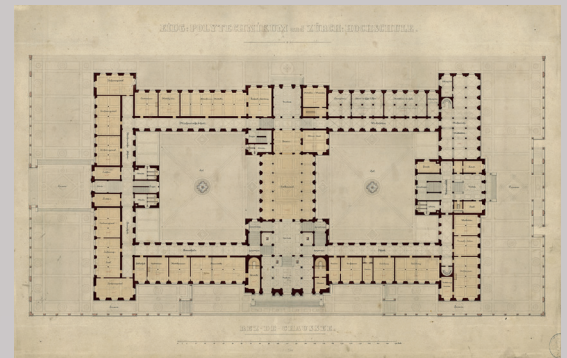
Generell war die Bauidee des Kollegiums dem Kloster entlehnt, wenngleich die Struktur natürlich den universitates angeglichen wurde. Insgesamt waren Kollegien also – den Klöstern ähnlich – festgefügte Institutionen, die in einem Raumprogramm gefasst waren, welches sich nach Funktion schematisch und sinnvoll ordnen ließ. Nicht alle Bestand-

teile des Kollegiums konnten in einem Baukörper untergebracht werden. In diesen Fällen wurden mehrere Baukörper um einen Innenhof gruppiert – es entstanden also nach außen abgeschlossene konzentrische Innenhofanlagen. Kollegien wurden somit zu der Art introvertierter Exklusivgemeinschaft, von der sich die universitas in ihren Ursprüngen eigentlich gezielt absetzen wollte.

Die Unis bauen selbst

Ab der Mitte des 14. Jahrhunderts errichteten Universitäten eigene Neubauten, wobei es sich hier vor allem um Lehrsaalgebäude oder Aula handelte. Eine generelle Bauidee gab es bis Ende des 16. Jahrhunderts nicht – dies fällt mit der Integration der Institution Kollegium in die Universität zusammen. Die Adaption des Bautyps war somit eine logische Konsequenz. Im Laufe ihrer Geschichte erlangten Universitäten einen großen Bedeutungsgewinn, wie das Beispiel ETH Zürich eindrucksvoll zeigt.

Abb. 1



Dabei handelt es sich hier nicht um einen universitären Gesamtbau, doch das 1861 von Gottfried Semper errichtete, großzügige Polytechnikum sollte durchaus der Vorzeigebau des modernisierten Zürichs werden. Semper verbannte die Lehrsammlungen nicht in separate Gebäude, sondern ordnete sie den Unterrichtsräumen zu.

Abb. 1: Gottfried Semper: Grundriss Eidgenössische Technische Universität Zürich (1858-1864)

Wie baut(e) man eine Universität?

Aus ursprünglich mobilen, offenen Gemeinschaften, den universitates, wurden mit der Adaption des Bautyps ‚Kollegium‘ isolierte Exklusivgemeinschaften, die mit ihren Errungenschaften, aber auch ihren Bauten, zu Prestigeträgern und Repräsentanten der Stadt avancierten. Wie das Beispiel Zürich zeigt, führte die Geschichte gar soweit, dass Universitätsbauten als Mittelpunkte größerer architektonischer Programme geplant wurden.

Autor: Tim Kollande

Nachkriegsarchitektur und Reformuniversitäten

Mit einem Sprung ins Nachkriegsdeutschland befinden wir uns in der Zeit, in der auch die Planung und der Bau der Ruhr-Universität Bochum liegt. Bei ihr handelt es sich um eine sogenannte Campus-Universität. Um zu verstehen, woher dieser Bautyp stammt, muss man das architekturgeschichtliche Klima der Zeit berücksichtigen. Hierfür lohnt es sich, vor allem britische und amerikanische Universitätsbauten, die konzeptuell Modell standen, anzuschauen. So sagt Fritz Eller, einer der an der RUB beteiligten führenden Architekten: *„Da es in Deutschland nicht genug Vergleichsbeispiele gab, sind wir ins Ausland gegangen, bis Amerika. Das war ein toller Job für Studenten, denn wir konnten sie hinschicken und sie haben Raum für Raum ausgemessen. Alles hatte nur den Zweck herauszufinden: Was gibt es? Wie viel Fläche haben welche Einrichtungen? Wo gibt es eine Häufung von Bedarf?“* (Fritz Eller, 2015).

Im zerstörten Nachkriegsdeutschland sollten nicht nur neue Bildungsideale gefunden werden, sondern auch Stätten für diese gebaut werden, die nicht den architektonischen Zielsetzungen des Dritten Reichs entsprachen. So kam es unter den deutschen Architekt*innen – wie bei Eller angesprochen – zu einer Auseinandersetzung mit der internationalen Architekturmoderne, insbesondere mit jener in Großbritannien und den USA.

Wie sahen Universitäten in den USA und Großbritannien in der „post-war period“ aus?

Interessiert war man an den sogenannten amerikanischen „Whole-cloth Campuses“ und den britischen „New Universities“, auch „Plate Glass

Universities“ genannt. Man hielt dort nach dem Zweiten Weltkrieg an dem Konzept von Campus-Universitäten, also an der Gemeinschaft der Fakultäten und der gemeinsamen Unterbringung von Studierenden und Lehrkörpern auf einem Gelände, fest. Sie stellten eine ideale Gemeinschaft im Mikrokosmos dar, eine urbane Einheit im Sinne Le Corbusiers. Die britischen Neubauten wurden sozusagen „auf der Grünen Wiese“ gebaut, ohne Einschränkungen durch bestehende urbane Strukturen und zeichnen sich durch ihre räumliche Verdichtung aus. Letztere ist das entscheidende Element, welches ein College ausmacht. In Großbritannien etablierte sich ab den 1960er Jahren ein Hybrid aus dem College nach amerikanischem Vorbild und dem Campus. Der Campus ist durch eine hohe Zahl an Studierenden charakterisiert. Diese beiden Typen wurden unter anderem bei der Planung und dem Bau der University of Essex zusammengebracht.

Eine freie Standortwahl sowie die Idee des Campus setzten sich auch beim Bau der ersten neuen Universitäten sowohl in Bochum als auch in Bielefeld und Konstanz durch. Allerdings wurde bei diesen deutschen Neugründungen auf die Unterbringung von Studierenden und Lehrkörpern direkt auf dem Campus verzichtet.

Abb. 2

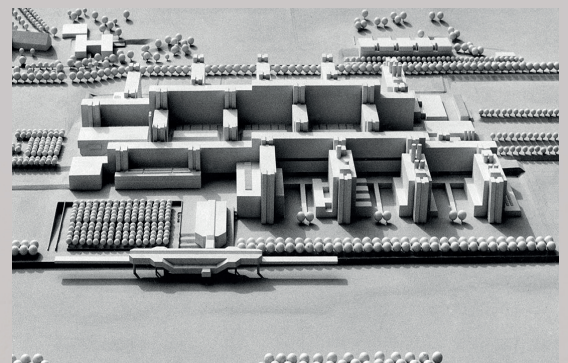


Abb. 2: Universität Bielefeld, überarbeitetes und endgültiges Modell nach Baubeginn (1972)

Wie baut(e) man eine Universität?

Der Wissenschaftsrat

Auch ist ein Verständnis über den Reformwillen der damaligen Zeit erforderlich von Bedeutung, um die planerischen Überlegungen, die in den Bau der RUB und anderer Universitätsneugründungen nach dem Krieg einfließen, nachzuvollziehen.

1957 gründete sich der Wissenschaftsrat, eine Planungsinstanz, die Bundesregierung, Länderregierungen, Hochschulrektorenkonferenz und Max-Planck-Gesellschaft zusammenführte. Die Empfehlungen des Wissenschaftsrats begleiteten seit 1960 die Universitätsgeschichte und -entwicklung. Sie forderten unter anderem Reformen in Bezug auf die Fakultäten, mehr Interdisziplinarität und verbesserte Betreuungsverhältnisse.

Es ging um eine zeitgemäße Anwendung des alten Ideals der Einheit von Forschung und Lehre. Diese sollten auch in der baulichen Konzeption der RUB, der Universität Bielefeld und der Universität Konstanz eine entscheidende Rolle spielen.

Abb. 3



Abb. 3: Universität Konstanz, Luftbild der Gesamtanlage

Drei westdeutsche Beispiele: Bochum – Bielefeld – Konstanz

Diese drei Beispiele von Universitätsneugründungen in der Bundesrepublik der Nachkriegszeit vereint sowohl eine interdisziplinäre Idee für Forschung und Lehre, aber auch ein bauliches Programm, welches diese Idee planerisch auf den Campus übertragen sollte.

Insbesondere in Konstanz und Bielefeld wurden Berater*innen aus diversen geisteswissenschaftlichen Fächern in den Planungsprozess einbezogen, um die Universität zu einem sozialen Ort werden zu lassen, an dem Forschung, Lehre und Interdisziplinarität zusammengebracht werden kann. Hierfür reichte es den Architekt*innen dieser Universitäten nicht aus, nur Knotenpunkte auf dem Campus einzurichten, sondern sie entwarfen – jeweils verschieden – eine Universität „unter einem Dach“. Alle Seminarräume, Hörsäle, Mensen und sonstige universitäre und außeruniversitäre Einrichtungen sind trockenen Fußes zu erreichen und fördern so das Aufeinandertreffen und die Kommunikation der Lehrenden sowie Studierenden der unterschiedlichsten Fakultäten.

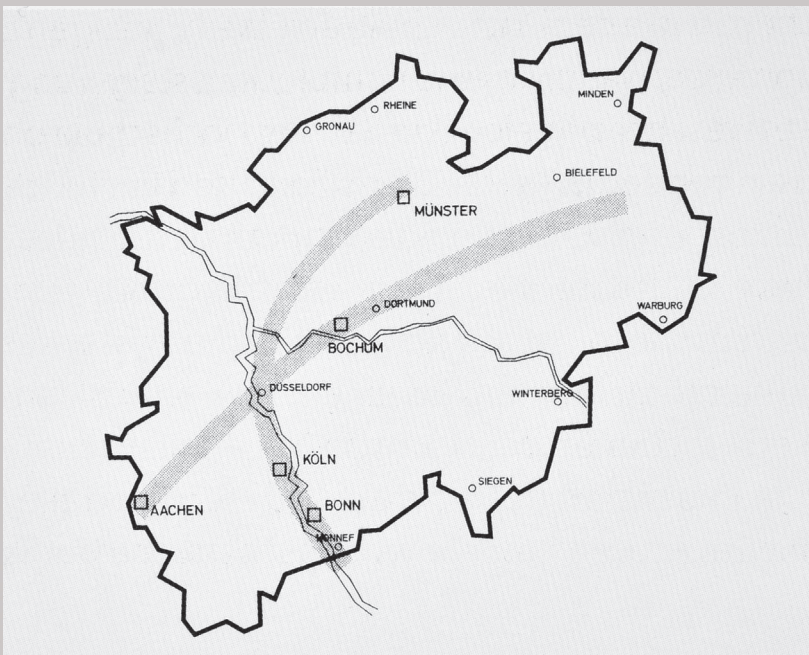
Autorin: Anna Fischer

Die (Er-)findung einer Reformuniversität

Die „Hochschulachsen“ in NRW: eine territoriale Vision zu Beginn der 1960er Jahre

Zu Beginn der 1960er Jahre wollte man im gesamten Bundesgebiet den Ausbau der Hochschulen vorantreiben, wodurch im Ruhrgebiet der Strukturwandel von der Bergbauindustrie hin zur Dienstleistungsgesellschaft ermöglicht werden sollte. Der Fachkräftemangel und steigende Studierendenzahlen führten zur Umsetzung zahlreicher politischer Maßnahmen, welche die Universitätsneugründungen im Ruhrgebiet begünstigten. Die Ruhr-Universität wurde hier also als politisches Steuerungsinstrument genutzt, um neues wirtschaftliches Potential aus den akademischen Einrichtungen zu schöpfen - die Bochumer Universität war geplant als Bestandteil eines großangelegten Masterplans, der eine strukturelle räumliche Verteilung der Hochschulen in NRW vorsah.

Abb. 1



Die räumliche Anordnung der Hochschulen in der Region wurde mithilfe zweier sich kreuzenden Achsen visualisiert, welche sich in Düsseldorf als Mittelpunkt treffen. Während die westöstliche Achse vor allem die neuen Universitäten in Aachen, Bochum und Dortmund repräsentiert, befinden

sich im nordsüdlichen Verlauf die älteren Universitäten in Münster, Düsseldorf, Köln und Bonn. Diese großräumliche Anordnung der Hochschulachsen sollte durch eine Vielfalt an Studienmöglichkeiten und guten Verkehrsanbindungen die Anziehungskraft des Ruhrgebiets für Studierende stärken und eine Integration der akademischen Einrichtungen fördern.

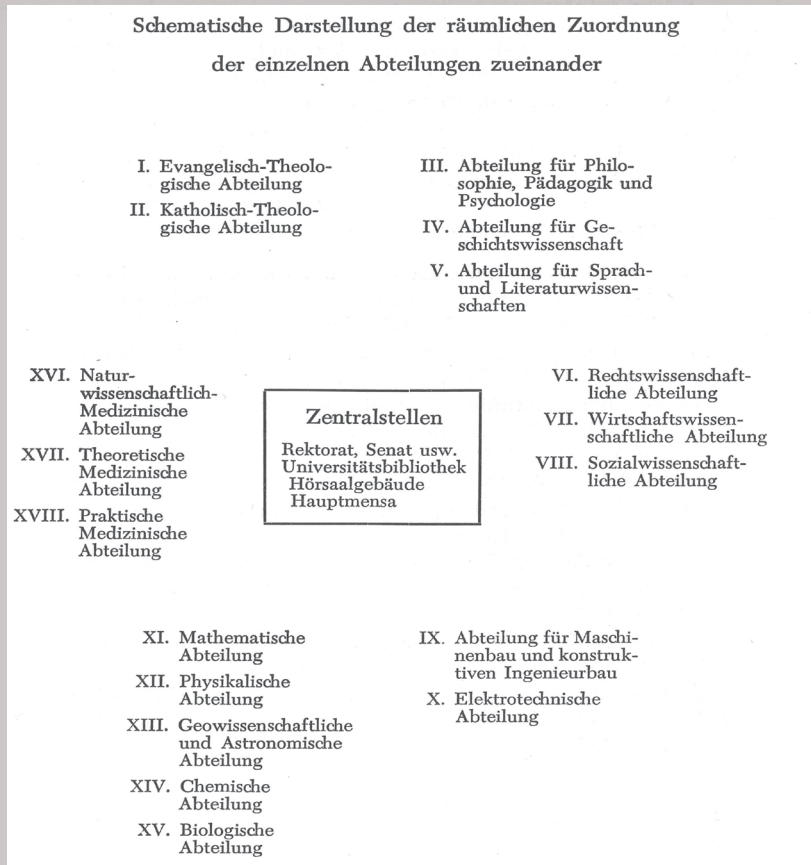
Beseitigung der klassischen Fakultäten zugunsten von „Abteilungen“

Da es keine verbindliche typologische Bauform für eine Universität gab, sah sich der 1961 einberufene „Gründungsausschuss für die Universität Bochum“ mit einer komplett neuartigen Aufgabe konfrontiert: Man begriff dieses erstmalige Bauvorhaben in der Bundesrepublik als Möglichkeit zur Begründung eines neuen Bautyps. Hierbei wollte man vor allem die „Fehler“ der traditionellen Universitäten vermeiden: Die meisten herkömmlichen Hochschulen zeichneten sich durch eine verstreute Verteilung der Fakultäten in den Innenstädten aus, so wie beispielsweise in Marburg. Dies verstand man als nicht produktiv im Hinblick auf wissenschaftliche Innovationen. Gesucht war eine neue Struktur, die interdisziplinäre Zusammenarbeit erleichtern sollte. Hierzu wurden die Empfehlungen des Wissenschaftsrates (1960) zum Ausbau der wissenschaftlichen Einrichtungen einbezogen. Man orientierte sich zusätzlich an den angelsächsischen und amerikanischen Universitätskomplexen, die in der Regel mehrere Disziplinen unterbringen.

Autorin: Rebecca Neumann

Die (Er-)findung einer Reformuniversität

Abb. 2

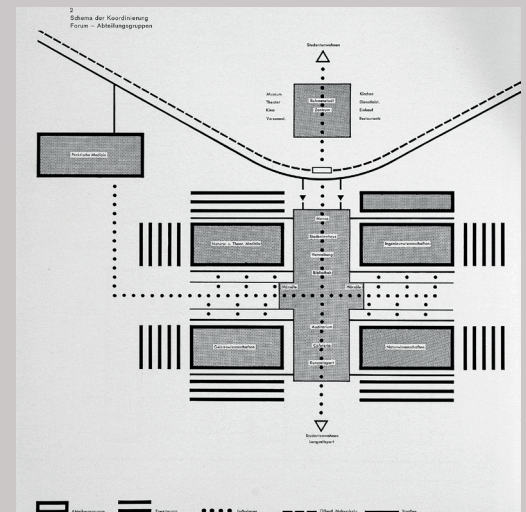


Ein räumliches Diagramm und ein Achsenkreuz: „Urpläne“ für die wissenschaftliche Ausrichtung der RUB

Als Ergebnis der neuen Ansprüche und Ideen wurde für die neu zu gründende Volluniversität ein Schema entwickelt, das die Verflechtung der Disziplinen in Lehre und Forschung veranschaulicht. Es siedelt die Unterbringung der Natur-, Geistes- und Ingenieurwissenschaften in einer gemeinsamen räumlichen Einheit an. Die Campus-Universität sollte als einheitliches Bauwerk („Megastruktur“) gebildet werden! Die herkömmlichen Fakultäten sind hier durch „Abteilungen“ ersetzt. Wie die „Schematische Darstellung“ (1962) zeigt, sollte es achtzehn Abteilungen geben, teilweise mit einem betont gesellschaftlichen Akzent: So waren die Geisteswissenschaften

mit der Pädagogik vereint, die Rechts- und Wirtschaftswissenschaften mit der Sozialwissenschaft.

Abb. 3



1963 wurde das bereits räumlich gedachte Diagramm der Wissenschaftsbereiche in das Schema eines architektonischen Achsenkreuzes umgesetzt. Die vorherigen Abteilungen sind in vier gleichwertige, zunächst nicht näher definierte Baublöcke übersetzt. Diese später als Institutsgebäude differenzierten Blöcke ordnen sich in die vier Felder des Achsenkreuzes ein, dessen Hauptarm von der „Rahmenstadt“ (dem heutigen Uni-Center) auf der anderen Seite der U-Bahn ausgeht. Auf ihm sind die zentralen Einrichtungen, wie Mensa, Studentenhaus, Verwaltung, Bibliothek und Audimax, angesiedelt. Das einprägsame Schema drückt die Gründungsidee aus, die Ministerialdirigent Dipl.-Ing. Fridolin Hallauer 1965 mit Hinblick auf den außerhalb der Stadt gelegenen Campus als gleichsam städtebauliche Aufgabe formulierte: „Aus der dezentralen Universität wird so die zentrale, urbane und dichte Universität.“

Abb. 2: „Strukturschema“ (1962):
räumliche Zentrierung der Abteilungen um ein Zentralforum

Abb. 3: „Strukturschema“ (1963):
das Koordinatenkreuz als Organigramm

Die (Er-)findung einer Reformuniversität

Eine wissenschaftshistorische Korrektur: der „Zwischenbericht“ von Kultusminister Dr. Werner Schütz

Sowohl im „Strukturschema“ von 1962 als auch in der räumlichen Umsetzung von 1963 kommt der hohe Anspruch zum Ausdruck, der in der Gründungsphase an die RUB-Architektur gestellt wurde. Die Möglichkeit einer wissenschaftshistorischen Korrektur gab hierfür den Antrieb, wie der Denkschrift des Gründungsausschusses (Dezember 1962), vor allem aber dem „Zwischenbericht“ des damaligen nordrhein-westfälischen Kultusministers Werner Schütz (August 1960) zu entnehmen ist. Weit holte der Kultusminister aus, um das zeitgenössische Hochschulwesen zu kritisieren: „Die geistliche und geistige Situation unserer Zeit macht die Behebung der organisatorischen Isolierung notwendig, die vor der Wende vom neunzehnten zum zwanzigsten Jahrhundert begann und für die Entwicklung der Technischen Hochschulen zum mindesten bedenklich war“ (Zwischenbericht, 1960).

Abb. 4



Der preußischen Kulturpolitik zwischen 1920-30 sei es nicht gelungen, die bereits damals greifbare Einseitigkeit naturwissenschaftlich-technischen Forschens und Lehrens aufzubrechen. Aktuell werde aus den „Technischen Hochschulen selbst [...] vielfach auf die Neigung zum Materialismus bei den Studierenden hingewiesen“. Die technischen Fakultäten seien daher bei dem geforderten Ausbau des Ingenieurwesens „in die Ebene allgemein wissenschaftlicher Überlieferung“ einzubinden. Schütz, der in der NS-Zeit Justiziar der Bekennenden Kirche gewesen war, sah hier das Potential einer neuartig agierenden Philosophie und Theologie. Steckte so im Vorfeld der

Gründung auch kulturpolitische Kritik an einem verkrusteten Hochschulwesen, wurde dies vom Gründungsausschuss 1962 zur Forderung eines „engsten Konnex“ der Ingenieurwissenschaften mit den Natur- und Geisteswissenschaften, um „der heutigen Bedeutung der Technik für viele Lebens- und Wissenschaftsbereiche gerecht zu werden“ und „die von bisher an Technischen Hochschulen nicht gepflegten Disziplinen [...] auch für die Ingenieurwissenschaften fruchtbar zu machen“.

Die Verflechtungsidee von Wissenschaft an der RUB

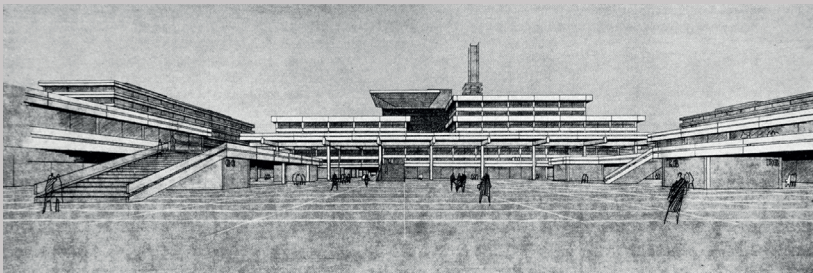
Aufgrund dieser Kritik forderte der Gründungsausschuss der RUB 1962, dass „mit dem Fortschritt der wissenschaftlichen Erkenntnisse die Grenzmauern zwischen den Disziplinen und Fakultäten fallen müssen.“ Die architektonische Umsetzung dieser Idee findet sich im Achsenkreuz, über das sich die verschiedenen „Abteilungen“ organisieren sollten: Diese bewusste räumliche Anordnung wird heute als so selbstverständlich betrachtet, dass man nur von der G-, N-, oder I-Reihe spricht, wenn die Geistes-, Natur- oder Ingenieurwissenschaften gemeint sind. Als Knotenpunkte der räumlichen Ordnung und architektonische Verbindung zwischen den beiden großen disziplinären Gruppen Natur- und Geisteswissenschaften waren die beiden Hörsaalzentren Ost und West gedacht. Außer den Hörsälen selbst sollten dabei Pfeilergänge – wie am Forumsplatz letztlich nur rudimentär errichtet – die Verflechtung der Disziplinen räumlich herstellen. Die Zeichnungen aus dem Planungsstand 1965 zeigen, dass hier eine Vielzahl von Wegen und Situationen geplant war, konzipiert in Form von gedeckten Pfeilerhallen und Atrien – alten architektonischen Motiven also, die

Abb. 4: Auf dem Weg zur Besichtigung des Querenburger Geländes am 28. Juni 1961, u.a. mit Oberstadtdirektor Petschelt (mit Aktentasche), halb verdeckt dahinter W. Brüggemann sowie Kultusminister Schütz (2. v. rechts)

Die (Er-)findung einer Reformuniversität

in Verbindung mit dem angedeuteten Grün an die griechische Stoa als Wandelhalle der Gelehrten denken lassen. Man dachte sich diese Zwischenräume von Innen und Außen weniger für den Aufenthalt und die Diskussion, als vielmehr als transitorische Orte, als Räume des Übergangs. Moderne, zweckrationale Architektur, so suggerieren die Darstellungen, verhilft in ihrer klaren Formensprache dazu, komplexe soziale Verbindungen herzustellen. Hierfür berechneten die Planer*innen teilweise sogar die Wegezeiten.

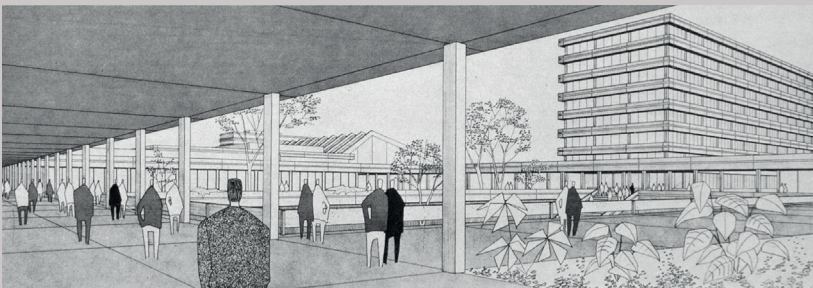
Abb. 5



Forschung und Lehre wurden auch hier als Verknüpfungsmodell gedacht, indem im zweiten Planungsschritt verbindende Flachbauten zwischen die Institutsgebäude gesetzt wurden. Sie beinhalten die Seminar- und Übungsräume, während die Hörsäle ins Erdgeschoss der Institutsbauten eingefügt sind. Dort befinden sich in vertikaler Stapelung die Institute, in denen die Forschung stattfindet.

Autorin: Cornelia Jöchner

Abb. 6



Die „Bochumer Reformidee“ als Produkt eines Sozialingenieurs

Im Jahr 1963 wurde der Planungsexperte Fridolin Hallauer als Sonderbevollmächtigter für den Bau der Ruhr-Universität einberufen. Er arbeitete als Architekt und Raumplaner und hatte als Ökonom für das Ministerium

für Landesplanung und Wohnungsbau in NRW großen Einfluss auf die strukturelle Formgebung der neuen Universität. Hallauer verkörperte die spezifischen Gegenwartsperspektiven und Methoden, denn seine Vorstellungen entsprachen denen eines sogenannten social engineers, welcher die Ideen von ingenieurs-, sozial- und wirtschaftswissenschaftlichen Theorien berücksichtigt.

Auf diese Weise passte er den Wettbewerbsentwurf des Architektenbüros Hentrich, Petschnigg und Partner aus dem Jahr 1963 an die oben erwähnten Bedürfnisse und Forderungen an, um eine Reform des deutschen Universitätsbaus zu vollziehen. Der Bochumer Komplex war gedacht als eigenständige Universitätsstadt, welche eine Mikrostruktur innerhalb der Makrostruktur aufweist: der Campus als Arbeitszentrum, das gerahmt wird von dem neugebauten Stadtteil Hustadt mit den Studentenwohnheimen, Wohnungen für die Professoren, Einkaufs- und Freizeitangeboten usw. Außerdem erschien es den Planer*innen besonders wichtig, eine gute Verkehrsanbindung zu ermöglichen, was durch das visionäre Parkhaus symbolisiert wurde.

Die „Bochumer Reformidee“ zeigt also die idealisierten Wunschvorstellungen der zeitgenössischen Planer*innen, die eine Steuerung des sozialen Lebens mithilfe raumplanerischer Strukturen in der Universitätsstadt vorsah – wobei man an dieser Stelle hinzufügen muss, dass sich die Menschen diesen Konzepten nicht zwangsläufig unterworfen haben.

Autorin: Rebecca Neumann

Abb. 5: Perspektive auf den Forumsplatz mit Blick zur Bibliothek (Grafik, Planungsstand 1965)

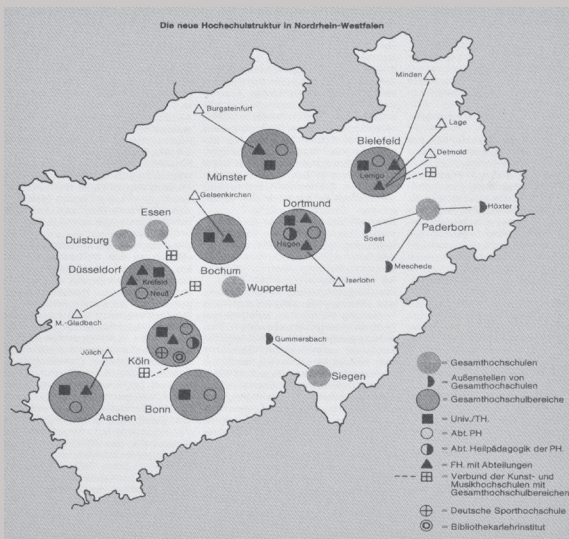
Abb. 6: Perspektive auf das geplante Querforum West, Auditorium Maximum und GA-Gebäude (Grafik, Planungsstand 1965)

Wie wurde die RUB gebaut?

Die Entscheidung für eine Universität im Ruhrgebiet

Schon 1948 forderten Abgeordnete aller Fraktionen des nordrhein-westfälischen Landtags den Bau einer neuen Hochschule. Obwohl Dortmund in Betracht gezogen wurde, machten auch andere Städte des Ruhrgebiets ihren Anspruch geltend. Die CDU-Landesregierung kritisierte die Forderung: Sie sah nicht die Notwendigkeit einer weiteren Hochschule und vertrat die Ansicht, dass sich die Zahl der Studierenden in Zukunft rückläufig entwickeln würde. In den folgenden Jahren blieb das Thema jedoch Teil politischer Debatten.

Abb. 1



Elf Jahre später, im Oktober 1959, veröffentlichte die Bundesregierung die Studie "Überfüllung der Hochschulen" und beschloss im folgenden Jahr sich dem Thema auch auf Bundesebene anzunehmen. Dieser Impuls war ausschlaggebend für die NRW-Landesregierung, dem Druck doch stattzugeben. Inhaltlich war dem Bericht zu entnehmen, dass sich die Zahl der Studierenden durch Kriegs-

rückkehrer und geburtenstarke Jahrgänge verdoppelt hatte, der Lehrkörper jedoch durch Kriegsverluste und die Ermordung und Vertreibung jüdischer Hochschullehrer stark geschwächt war.

Der Wissenschaftsrat der jungen Bundesrepublik und seine Empfehlungen für eine Erneuerung der Hochschulen

1960 legte der Wissenschaftsrat ein Dokument vor, das bis auf die architektonische Form alle Bereiche der Gründung einer modernen Universität nach dem Zweiten Weltkrieg abdeckte. Laut dieses Berichts zeigten sich zwei Wesenszüge, an denen sich Universitäten zu orientieren hätten:

1. durch eine von Autonomie geprägte Organisation; das wissenschaftliche Gespräch als eine der Formen für Forschung und Lehre; die stete Bereitschaft zur Diskussion;

2. die Eingliederung der Naturwissenschaften in den universitären Kanon. Neben dem interdisziplinären Austausch von Lehre und Forschungsmethoden bedeutete dies die Eingliederung der Ingenieurwissenschaften in die Universität, die bis zu diesem Zeitpunkt nur an Technischen Hochschulen unterrichtet wurde. Zusätzlich empfahl der bundesdeutsche Wissenschaftsrat einen engen Kontakt zwischen Lehrenden und Studierenden, gefördert durch Seminare als Unterrichtsform, welche die großen Vorlesungen flankieren sollten. Für die Studierenden sollten die Lernfreiheit sowie die Selbstverantwortung für das eigene Studium gelten. Unter Berücksichtigung dieser Punkte kam der Wissenschaftsrat zu dem Ergebnis, dass die derzeitige Hochschulsituation den Ansprüchen nicht standhielt, und sprach sich für die Neugründung von Universitäten aus.

Abb. 2



Abb. 1: Nordrhein-Westfalen, Unterteilung des Landes in „Ballungskerne“ und „Ballungsrandzonen“ sowie ländliche Räume und städtische Gebiete (1964)

Abb. 2: Luftaufnahme des in Aussicht genommenen Universitätsgeländes (1961)

Wie wurde die RUB gebaut?

Eine Neugründung bietet nicht nur eine Entlastung für die bestehende Hochschullandschaft, sondern auch Raum, um die Hochschulreformen der Nachkriegszeit umzusetzen. Obwohl der Bericht nicht dezidiert auf die Frage nach der baulichen Form eingeht, finden sich starke Tendenzen, dass in Bezug auf Vergrößerung des Lehrkörpers nur ein großer Neubau den zeitgenössischen und zukünftigen Ansprüchen genügend Raum für eine zeitgemäße Lehre und späterer Erweiterungen geben konnte. Diese Ergebnisse verschafften der Landesregierung den nötigen Impuls, um 1960 die Gründung einer neuen Hochschule zu beschließen. Nach weiteren Diskussionen über einen geeigneten Standort setzte sich ein Jahr später Bochum gegen Dortmund durch.

Abb. 3



Die Planung

Der Gründungsausschuss der Ruhr-Universität konstituierte sich insbesondere aus Professoren unterschiedlicher Fakultäten. Gemeinsam wurde

ein Strukturplan („Empfehlung zum Ausbau der Universität Bochum“) erarbeitet, der als Orientierung für den Neubau dienen sollte. Dieser Plan griff die empfohlenen Grundsätze zur Struktur neuer wissenschaftlicher Hochschulen auf und ergänzte sie, wobei die Verflechtung der Disziplinen als Leitgedanke dienen sollte. Dies bedeutete, dass die wissenschaftlichen Einrichtungen nicht mehr nach Fakultäten, sondern Abteilungen gegliedert werden sollten. Dabei sollten die Ingenieurwissenschaften in die Universität eingegliedert werden, räumlich in die Nähe der Natur- und Geisteswissenschaften rücken und mit den Abteilungen Mathematik, Naturwissenschaften verklammert werden.

Der Architekturwettbewerb für die neue Universität

Die Unterlagen zum Ideenwettbewerb beinhalteten einen 43 Seiten langen Ausschreibungstext, der den Grundgedanken, die konzeptionellen Rahmenbedingungen und die Organisationsebenen erläuterte. Zusätzlich enthielt er Vorstellungen zum Verkehr, Wohnen, zu den Grünflächen, Erweiterungsmöglichkeiten und zur Typisierung. Anhand der zur Verfügung gestellten Pläne, Modelle und Erläuterungen zum Standort lässt sich feststellen, dass die Lösung der Bauaufgabe ein städtebauliches Konzept umfassen musste.

Das große Planungsgebiet ermöglichte es den zahlreichen teilnehmenden Architekten, sehr unterschiedliche Konzepte einzureichen. Durch internationale Größen wie Walter Gropius und Arne Jacobsen stieß der Wettbewerb auf eine breite Resonanz in der Fachpresse und erhielt auch internationale Aufmerksamkeit. Die neue Universität sollte Platz für bis zu 10.000 Studierende bieten und somit vor allem den anderen Hochschulen Nordrhein-Westfalens als Entlastungsuniversität dienen. Im Wesentlichen unterscheiden sich die 86 Beiträge in der Anordnung der Baumasse.

Vielfalt im Wettbewerb

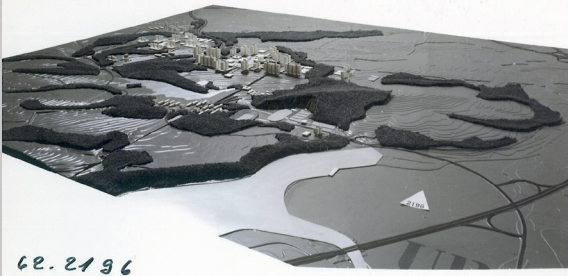
So finden sich additive Konzepte, wie der Entwurf von Eckhard Schulze-Fielitz, der kleine Einheiten in große Zusammenballungen bringt. Diese Art von Struktur erlaubt ein hohes Maß an Flexibilität und Unabhängigkeit von der Topografie.

Andere Konzepte, wie dasjenige von Hannes Weeber, sind durch eine Mischung von Konzentration von Gebäudegruppen und locker gestreuten Anlagen gekennzeichnet.

Abb. 3: Planungsgebiet der Ruhr-Universität im städtischen Kontext (1962)

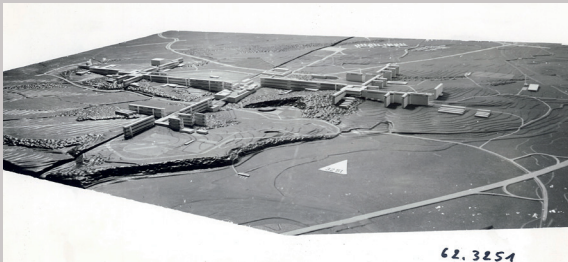
Wie wurde die RUB gebaut?

Abb. 4



Weitere Beiträge zeichnen sich durch ihre Vernetzung von Gebäudegruppen aus, die in vielen Fällen aus einem festgelegten Zentrum herauswachsen, so etwa der Entwurf von Johannes Hendrik van den Broek.

Abb. 5



Auch gab es Architekten, wie Horst Linde, die in hohem Maße die Topographie berücksichtigten, um etwa dem Nutzer einen Panoramaausblick zu ermöglichen oder, wie Werner Lehmann, der Gesamtanlage ein aufgelockertes, städtisches Erscheinungsbild zu verleihen.

Abb. 6

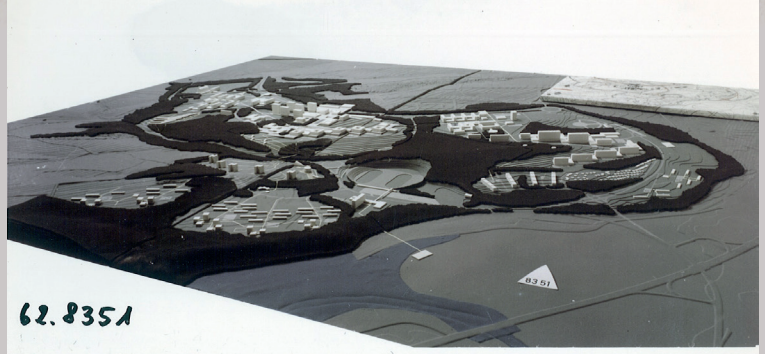


Abb. 4: Hannes Weeber: Wettbewerbsentwurf für die Ruhr-Universität Bochum, Modellfoto (1962)

Abb. 5: Johannes Hendrik van den Broek: Wettbewerbsentwurf für die Ruhr-Universität Bochum, Modellfoto (1962)

Abb. 6: Horst Linde: Wettbewerbsentwurf für die Ruhr-Universität Bochum, Modellfoto (1962)

Abb. 7



Der Ausführungsentwurf der Ruhr-Universität

Den Zuschlag erhielt das Architekturbüro Hentrich + Petschnigg (Düsseldorf). Es beeindruckte die Jury durch seine Konzentration und Monumentalität und beachtete, so das Gremium, in hohem Maße die typologischen Besonderheiten des Baugeländes. Hentrich + Petschnigg konzentriert den Großteil der Baumasse an den nördlichen Rand des Geländes. Um ein Forum gruppieren sich die zentralen Einrichtungen. Die größeren Objekte, parallel zueinander gestellte Scheibenhochhäuser, werden durch verbindende Flachbauten ergänzt.

Abb. 8



Abb. 9



Das heutige Bild der Ruhr-Universität entspricht jedoch einer Verschmelzung mit dem Entwurf des Staatshochbauamtes für die Universität Bochum. Auch dieser Entwurf greift die Idee von kompakten Scheibenhochhäusern mit verbindenden Flachbauten auf. Insgesamt findet sich ein höheres Maß an baulicher Dichte.

Abb. 7: Werner Lehmann: Wettbewerbsentwurf für die Ruhr-Universität Bochum, Modellfoto (1962)

Abb. 8: Hentrich + Petschnigg: Wettbewerbsentwurf für die Ruhr-Universität Bochum, Gesamtplanung (1962)

Abb. 9: Staatshochbauamt (Schrader, Stürer, Küsgen, Rolffs, Kipp): Wettbewerbsentwurf für die Ruhr-Universität Bochum, Gesamtplanung (1962)

Wie wurde die RUB gebaut?

Beide Entwürfe vereinen die separat liegenden Wohnstätten für Studierende und Personal sowie Sportanlagen und die Bauten der Medizin. Im April 1963 bildete sich aus Mitarbeitern des Architekturbüros Hentrich + Petschnigg und Beamten des Staatshochbauamtes ein Planungsbüro (Hentrich + Petschnigg und Partner – HPP), die im November desselben Jahres einen gemeinsamen Entwurf vorlegten, welcher in der folgenden Entwicklung als Grundkonzept zur Errichtung der neuen Ruhr-Universität Bochum dienen sollte.

Abb. 10

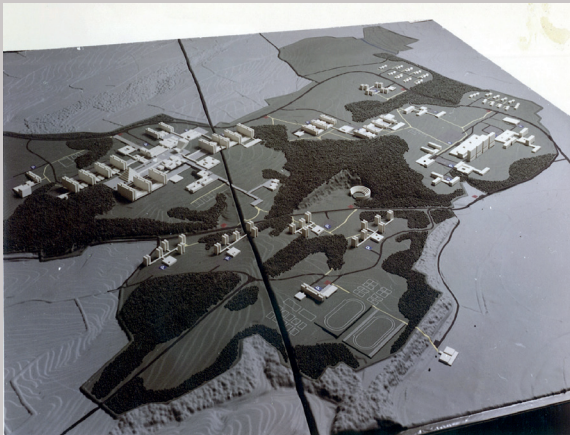


Abb. 11



Abb. 10: Hentrich + Petschnigg: Wettbewerbsentwurf für die Ruhr-Universität Bochum, Modellfoto (1962)

Abb. 11: Staatshochbauamt (Schrader, Stürer, Küsgen, Rolffs, Kipp): Wettbewerbsentwurf für die Ruhr-Universität Bochum, Modellfoto (1962)

Der Campus war nach außen völlig autark geplant. Im Norden, wo sich heute das Wohnquartier Hustadt befindet, sollten sich Wohnheime für Studierende und Professoren anschließen. Durch diese Art großstädtischer Verdichtung sollte aus der RUB die ideale Universitätsstadt entstehen und so dem Leitgedanken einer Verflechtung der wissenschaftlichen Disziplinen entsprochen werden.

Abb. 12



Der Gestalt der Ruhr-Universität liegen verschiedene Formen der Strukturierung zugrunde. Begrenzt wird der Campus im Norden durch die Universitätsstraße und im Süden durch das stark abschüssige Gelände. Die Gesamtanlage gliedert sich in zwei Achsen. An der Nord-Süd-Achse befinden sich die zentralen Einrichtungen mit ihren Solitärbauten: das Musische Zentrum, die Universitätsverwaltung, die Universitätsbibliothek, das Auditorium Maximum sowie abschließend die Mensa.

Abb. 12: Hentrich + Petschnigg und Staatshochbauamt: Endgültige Gesamtplanung für die Ruhr-Universität Bochum (1963)

Wie wurde die RUB gebaut?

Die Ost-Westachse wird von je zwei Gruppen von Institutsbauten flankiert, die als Typenbauten, eine Gruppe aus Scheibenhochhäusern mit verbindenden Flachbauten, ausgeführt wurden.

Im Schnittpunkt der beiden Achsen liegt das zentrale Forum, welches von den Hörsaalzentren Ost und West flankiert wird. Daran schließen sich die gartenarchitektonisch gestaltenden West- und Ostforen an. Auf dem gesamten Campus sind zudem noch weitere Grün- und Erholungsflächen vorgesehen.

Die Komplexität des Baus zeigt sich vor allem in seiner vertikalen Gliederung: Der gesamte Campus teilt sich in Ebenen. Obwohl dies der Orientierung manchmal hinderlich sein kann, wird ermöglicht, die topographischen Besonderheiten zu überwinden, ohne stark in die Landschaft einzugreifen. Primär jedoch dient es der Trennung vom PKW- und Fußgängerverkehr.

Der Ermittlung des Raumbedarfs liegt sowohl eine vergleichende Datenerhebung auf Grundlage von Untersuchungen anderer Universitäten sowie dem Bedarf der beteiligten Professoren zugrunde. Die Verwendung computerbasierter Analyseverfahren stellte zur damaligen Zeit ein Novum dar.

Konstruktion und Baustoffe

Stahlbeton ist der wichtigste Baustoff der RUB. Er dient nicht nur als Material für die Konstruktion, sondern findet auch in der Oberflächengestaltung einzelner Gebäude Verwendung.

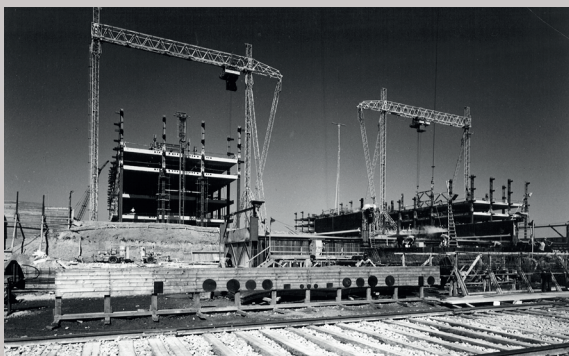


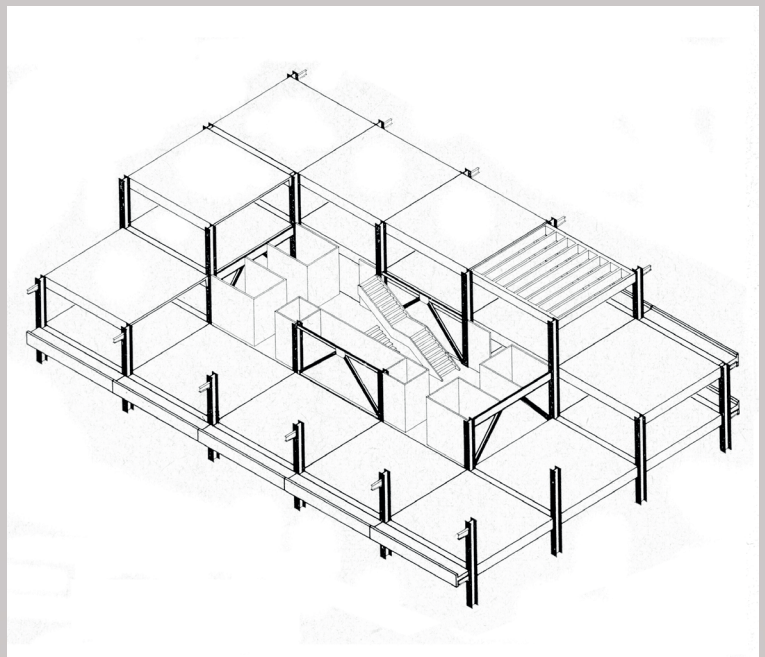
Abb. 13

Abb. 13: Feldfabrik zur Herstellung der Betonfertigteile IC, IB und IA (1965)

Die zentral liegenden Solitärbauten sind überwiegend aus Ortbeton, die Typenbauten der Fakultäten und ihre Flachbauten jedoch aus Fertigbeton ausgeführt. Dafür wurde auf der Baustelle des Campus eine Feldfabrik errichtet, in der die Fertigteile gegossen und vor Ort montiert werden konnten. Angelegt wurden die Fertigteile auf einem Raster von 7,50 x 7,50 Meter, um das Projekt kosteneffizient und zeitsparend umzusetzen. Vorbildhaft hierfür war die Entwicklung im internationalen Verwaltungsbau.

Die auf den ersten Blick zwanghaft wirkende Modularität bietet tatsächlich eine große Variabilität in der Raumnutzung. Der dreizonige Grundriss, mit seinen zwei Erschließungskernen lässt sich individuell teilen oder vollständig nutzen. Somit können die Gebäude, trotz ihrer Gleichheit, dem Bedarf unterschiedlichster Fakultäten gerecht werden.

Abb. 14



Das System der Fertigbauteile wurde im Verlauf der Bauzeit fortlaufend optimiert. So entstanden die Bauten der Ingenieurwissenschaften aus einem Stahlbetonskelett mit Stahlbeton-Deckenplatten und Glas-Aluminium-Fassaden. Die später entstandenen Fakultätsgebäude der Naturwissenschaften, Geisteswissenschaften und Medizin aus einer

Abb. 14: Ruhr-Universität Bochum, Konstruktionschema der Institutsgebäude

Wie wurde die RUB gebaut?

Stahlbetonkonstruktion mit Stahlstützen, deren neu entwickelte Gelenke bergbaubedingte Bewegungen des Bodens auffangen. Charakteristisch für die Institutsbauten ist die plastische Fassade. Die gesetzlich vorgegebenen Fluchtbalkone lassen die Fakultätsgebäude, trotz ihrer Variabilität in Nutzung und innerer Gestalt, als eine Einheit und gleichberechtigt erscheinen.

Abb. 15



Insgesamt verdeckt die Ruhr-Universität ihre Baupmittel und Konstruktionen nicht, sondern zeigt sie, wie bei den als Fluchtwegen dienen Balkonen, sehr selbstbewusst und macht daraus gestalterische Mittel. Gerade an den zentralen Bauwerken zeigt sich der Facettenreichtum des Baustoffs Beton. Durch den Einsatz unterschiedlicher Schalungen bildet der Sichtbeton einen differenzierten Fassadenschmuck aus.

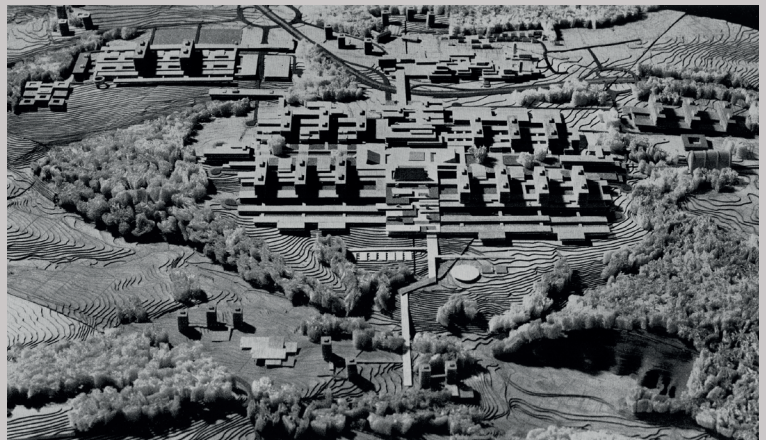
Bauverlauf

Im Januar 1964 erfolgte der Baubeginn der Universität mit den Institutsgebäuden IA und IB. Am 30. Juni 1965 folgte die feierliche Eröffnung. Bis dahin waren auch die Mensa I sowie das Übergangsforum fertiggestellt, sodass sogar im selben Jahr noch der Hochschulbetrieb aufgenommen wurde.

Im Verlauf der zwanzigjährigen Bauzeit kam es zu einigen Änderungen in der Bauplanung. Dem Rotstift zum Opfer fiel das Hörsaalzentrum West, welches die Kapazität des Campus erhöht und ein Kontrapost zum HZO gebildet hätte.

Auch die Ausgestaltung des Westforums als Grün- und Erholungsfläche wurde nur teilweise umgesetzt. Gänzlich gestrichen wurde das angrenzende Klinikum, welches als wesentlicher Teil der medizinischen Fakultät geplant wurde und den Abschluss des Campus im Süden bilden sollte.

Abb. 16



Autorin: Natalia Knickmeier

Abb. 15: Eller Moser Walter + Partner: Ruhr-Universität Bochum, Institutsgebäude der Naturwissenschaften (2014)

Abb. 16: Ruhr-Universität Bochum, nicht verwirklichtes Klinikum, Modellfoto (1965)

Die RUB - Eine Megastruktur

Was ist eine „Megastruktur“?

Das anhaltende Wirtschaftswachstum, wachsende Bevölkerungszahlen und die technischen Möglichkeiten des Baumaterials Beton führten in den 1960er Jahren zu einer regelrechten „Planungseuphorie“. Es wurden immer größere Bauprojekte geplant, die flexibel auf Wachstum reagieren sollten. In der Bauplanung entwickelte sich die Megastruktur als neue Strategie für bestimmte Projekte.

Definition von „Megastruktur“ nach Banham

Im Jahr 1976, also deutlich nach der Fertigstellung der RUB, veröffentlichte der britische Architekturkritiker Reyner Banham sein Buch *Megastructures – urban futures of the recent past*, in dem er über die Eigenschaften megastruktureller Bauten schreibt.

Am Anfang des Buches zitiert er unter anderem Ralph Wilcoxon, der die Megastruktur wie folgt charakterisiert:

Megastructure is ... *not only a structure of great size, but ... also a structure which is frequently*

1. *constructed of modular units;*
 2. *capable of great or even “unlimited” extension;*
 3. *a structural framework into which smaller structural units (f.e. Rooms, houses, or small buildings of other sorts) can be built – or even “plugged-in” or “clipped-on” after having been prefabricated elsewhere;*
 4. *a structural framework expected to have a useful life much longer than that of the smaller units which it might support.*
- (Ralph Wilcoxon, 1968)

Beispiele für Megastrukturen

Banham nennt zahlreiche Vorreiter und Inspirationen der Megastruktur sowie die *mégastructures trouvées* (dt.:

vorgefundene Megastrukturen). Zudem erkennt er in der aufkommenden Technikbegeisterung ein Revival des Futurismus. Einen besonders großen Einfluss auf die Entwicklung dieses neuen Bauprinzips hatte die Architektengruppe „Archigram“, die in einer regelmäßig erscheinenden Zeitschrift zahlreiche Skizzen und Modelle für Bauprojekte zeigte. Viele Projekte waren so utopisch, dass man sie nicht nur aus finanziellen, sondern auch aus bautechnischen Gründen nicht umsetzen konnte.

Das megayear 1964

Banham fügt der genannten Definition von Wilcoxon außerdem hinzu:

4. *and designed before christmas 1964.*

Dieses *megayear* bezeichnet Banham als kreativen Höhepunkt der megastrukturellen Entwürfe. Zu diesem Zeitpunkt wurde der Begriff Megastruktur außerdem erstmals von dem japanischen Architekten Fumihiko Maki erwähnt. Da sich ein kollektives Bewusstsein über das Konzept Megastruktur entwickelte, wurden die folgenden, großangelegten Bauwerke gezielt nach diesem Prinzip geplant – wobei die RUB entstanden ist, als der Begriff Megastruktur noch gar nicht geprägt war! Auch wenn Banham die RUB nicht als Vorgängerbeispiel erwähnt, so fällt ihr Bau doch in diesen Zeitraum.

Der Brutalismus und die Megastruktur

Banham prägte außerdem den Begriff des *New Brutalism* - eine architektonische Strömung, deren Name aus dem französischen *béton brut*, (dt.: rauer Beton) abgeleitet wurde. Der Beton eignete sich aufgrund des günstigen und gefügigen Materials besonders gut für den Bau von Megastrukturen. In der Zeitschrift *Architectural Review* aus dem Jahr 1955 nennt Banham die drei markantesten Charakteristika des New Brutalism:

Die RUB - Eine Megastruktur

1. formale Ablesbarkeit des Grundrisses
2. klare Zurschaustellung der Konstruktion
3. Auswahl der Baustoffe wegen inhärenter „as found“-Qualitäten

Die Architektur der RUB entspricht den oben genannten Kriterien des *New Brutalism*, denn sie hat einen klar ablesbaren Grundriss. Ebenso werden die Konstruktion und auch die Baustoffe schmucklos offenbart, während sich der Gebäudekomplex in die Topografie der Landschaft („as found“) eingliedert.

Autorin: Rebecca Neumann

Ist die RUB eine Megastruktur?

Die Architektur der RUB gleicht Banham's Vorstellung einer Megastruktur.

Seine Definition lässt sich weitestgehend auf die Baupläne der RUB übertragen.

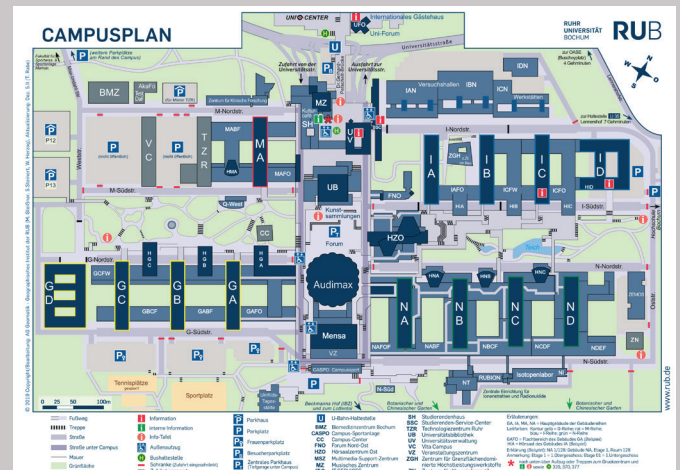
1. „constructed of modular units“: Das Gelände definiert sich durch ein Achsenkreuz, das die wissenschaftlichen Disziplinen innerhalb eines längsrechteckigen Rahmens verbindet. Der Campus zeigt sich in verschiedenen Modulen, denn in unregelmäßiger Abfolge befinden sich auf der Nord-Süd-Achse verschiedene, freistehende Gebäude: Das Musische Zentrum und das Verwaltungsgebäude, die von dem brückenartigen Studierendenhaus verbunden werden, die Bibliothek, das Audimax und die Mensa. Die Nord-Süd-Achse senkt sich in unterschiedliche Ebenen ab. Durch die Ebenen entstehen mehrere Verbindungsstücke, die als Fußgängerwege und Aussichtspunkte für das darunter liegende Lottental dienen.

Auf Fußgängerebene ist ein Ausblick in die Landschaft möglich, und parallel unter ihm bündelt das Parkhaus den Massenverkehr auf derselben Achse. Der Standort der Ruhr-Universität befindet sich mitten im Ballungsraum Ruhrgebiet und bietet trotzdem Platz, Ruhe, einen guten Verkehrsan-

schluss und kann hohes Verkehrsaufkommen aufnehmen.

Über die Ost-West-Achse hinweg erstreckt sich eine breite Grünanlage, an die sich die Institutsgebäude anknüpfen.

Abb. 1



2. „Capable of great or even unlimited extension“: wird in Bochum nur teilweise erfüllt. Zwar bietet das Gelände der RUB viel Platz und die Institutsgebäude scheinen unbegrenzt in die Höhe stapelbar, jedoch lässt sich die Struktur nur schwerlich erweitern.

Abb. 2

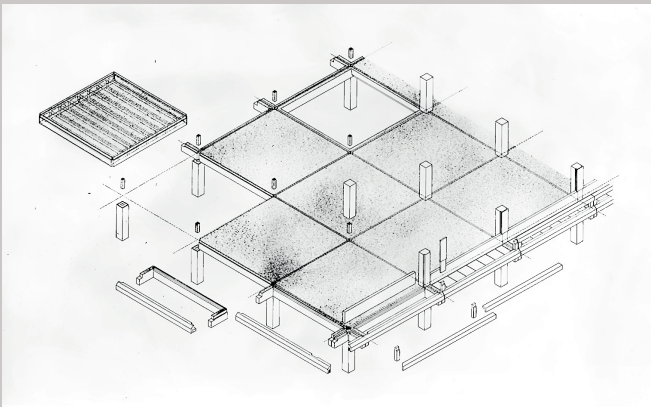


Abb. 1: Lageplan der Ruhr-Universität Bochum, 2019
Abb. 2: Audimax mit Ansicht der verschiedenen Fußgängerebenen

Die RUB - Eine Megastruktur

Bei einer idealen Megastruktur handelt es sich um ein Bauwerk, das mit der Zeit gewachsen ist und in dem sich Ergänzungen in das bereits bestehende System einfügen. Beim Bochumer Campus handelt es sich zwar um ein sehr komplexes Bausystem, das auf dem idealtypischen Modell des zeitgenössischen Städtebaus (Charta von Athen, 1933: „Der Fußgänger muß andere Straßen als der Verkehr benutzen können“) basiert, jedoch ist die Baufläche bereits in den ersten Planungen ausgeschöpft. Mögliche Bergbauschäden verhindern das „endlose“ Stapeln von Etagen der Institutsgebäude, und die Hanglage des angrenzenden Lottentals lässt keine Ausdehnung der Fläche zu.

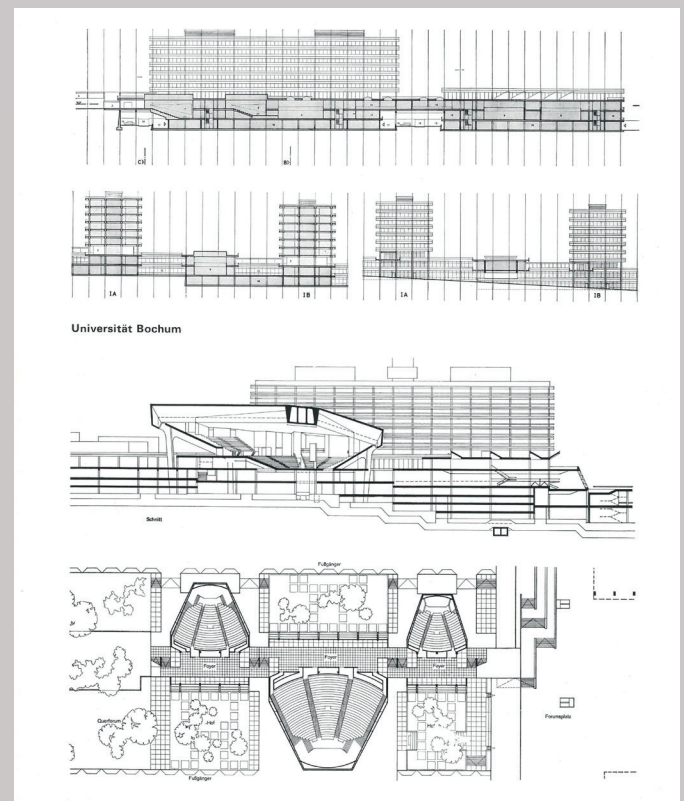
Abb. 3



3. „A structural framework into which smaller structural units (f.e. Rooms, houses, or small buildings of other sorts) can be built – or even “plugged-in” or “clipped-on” after having been prefabricated elsewhere“: Die RUB unterliegt einem einheitlichen Rastermaß von 7,50 Meter x 7,50 Meter. So konnten Einzelteile vor Ort industriell und ökonomisch angefertigt und eingesetzt werden. Die Universität selbst wird zu einem zentralen Bauwerk mit einzelnen Gebäuden, die verdichtet auf einem großen Rechteck angeordnet sind und als ein einziges Bauwerk gelesen werden können. Kleinere strukturelle Einheiten, wie zum Beispiel das Restaurant „Q-West“ sowie das Campus Center konnten nachträglich in der Struktur eingebettet werden („plugged in“).

Beim Bochumer Campus handelt es sich um eine bewusst koordinierte Organisation in einer systematischen, netzartigen Gesamtplanung. Ein effizient verflochtener Raum mit guter Wegnutzung wurde in der Planung erfüllt.

Abb. 4



4. „A structural framework expected to have a useful life much longer than that of the smaller units which it might support“: Die prägnante Silhouette der RUB, bei der die Institutsgebäude machtvoll in die Höhe ragen, ist bereits aus der Ferne erkennbar. Die Verwendung des Materials Beton ermöglicht eine neue Formensprache und macht das äußere Erscheinungsbild der RUB unverwechselbar.

Abb. 3: Institutsgebäude IA-IB, Isometrische Darstellung des Konstruktionsschemas, um 1963

Abb. 4: Hörsaalzentrum Ost, Grundriss und Schnitte

Die RUB - Eine Megastruktur

Abb. 5



Megastrukturen funktionieren wie eine Stadt in einer Stadt, das heißt, alle notwendigen Funktionen wie Lehren, Studieren, Essen/Trinken, Wohnen, Verkehr, Freizeit und Erholung sollen innerhalb der Megastruktur erfüllt werden. Diese für die Megastruktur maßgeblichen Aspekte arbeiten zusammen wie bei einer Maschine. Fällt ein Aspekt aus, so funktioniert die ganze Maschine nicht. Der Aspekt der Freizeit und Erholung funktioniert durch die stark vernachlässigten Grünflächen nicht mehr. Bei der Planung der RUB wurde der Aspekt des Wohnens mitgedacht, denn es wurde eine „Rahmenstadt“ mit Wohnheimen geplant, die durch eine Fußgängerbrücke mit der Universität verbunden ist.

Wären die Wohnheime realisiert worden, wäre der Aspekt des Wohnens vorhanden und es würde sich bei der RUB um eine ideale Megastruktur handeln.

Autorin: Carolin Hartmann

Die Materialität der RUB

Beton als Material

Beton ist in seiner Urform eine zähe Masse, die - ähnlich wie man Kuchen in gefettete Formen gießt - in Schalen gefüllt wird und dann erhärtet. Dies erlaubt in der Anwendung eine große Vielseitigkeit in Formen- und Oberflächengestaltungen, die der Ruhr-Universität ihr Aussehen geben. Materialelemente aus Beton, Metall und Holz werden, den jeweiligen Funktionen folgend, miteinander in Dialog gebracht und erzeugen eine übergreifende Gestaltung, obwohl der Campus über einen Zeitraum von mehr als zehn Jahren in mehreren Abschnitten gebaut wurde. Die Materialität bildet eine Klammer, die die daraus resultierende komplexe Struktur wie aus einem Guss und als in sich geschlossen wirken lässt.

Die vielen Gesichter des Betons

An der RUB ist der Beton als Sichtbeton belassen, das heißt, das Material ist nicht gestrichen oder verputzt. Die Wahl der Verschalung resultiert aus dem gewünschten Effekt, den die Oberfläche hervorrufen soll. In Stahlschalungen gegossen, weist der Beton eine glatte und homogene Oberfläche auf. Für viele Flächen an der RUB, vornehmlich an der UB, am HZO und einigen Institutshörsälen wurden Schalungen aus Holz verwendet. Diese wurden vor dem Einbringen des Betons gesandstrahlt. Dadurch ist die Maserung freigelegt und überträgt sich auf das verfestigte Material. Dies verleiht den Oberflächen eine organische Lebendigkeit. In den Schalungen sind Gussstufen, teils durch Vor- und Rücksprünge, an den Übergängen von einem Schalungsbrett zum anderen sichtbar, an denen auch die Schichtungsstruktur des Betons ablesbar ist. Zu Bauschmuck geformter Beton findet sich an den Fassadenplatten der Universitätsbibliothek; hier wurden maschinell senkrechte Rillen durch den noch nassen Beton gezogen.

Auf dem Nordforum sind Bodenplatten aus Waschbeton verlegt. Neben der lebendigen Optik durch eingefasste Kiesel verschafft das Klappern der Platten dem Campus zusätzlich seinen vertrauten Klang.

Abb. 1



Abb. 2



Abb. 1: Bruno Lambart:
Universitätsbibliothek (1970-74),
Beton mit Rillen („gekämmter Beton“)

Abb. 2: Albin Hennig:
Treppenhaukern Verwaltungsgebäude,
Beton mit Holzverschalung (1973-81)

Die Materialität der RUB

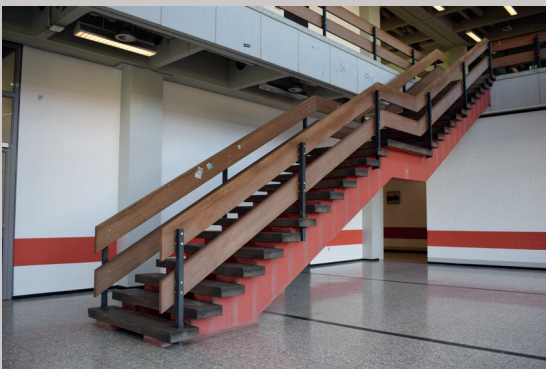
Die gedämpfte Wirkung von Metall

Das Material Metall ist an der RUB zumeist schwarz angestrichen verarbeitet und zeigt deshalb nicht seinen typischen Glanz. Bewusst sind diese charakteristischen Eigenschaften gedämpft und zurückgenommen. Das stark von industriellen Prozessen geprägte Design ist nicht explizit technisch, sondern von sachlicher Filigranität. Ein gutes Beispiel dafür stellen die Treppenhäuser der N-Reihe dar, in denen die Geländerformen reduziert, aber elegant gestaltet sind.

Holz als Akzent

An der RUB nimmt Holz keine Sonderstellung ein; sein Einsatz ist nicht begrenzt auf repräsentative Bauten und Räumlichkeiten, wie z. B. in der Univerwaltung, sondern zeigt sich als wiederkehrendes Element auf dem ganzen Campus. Eine Besonderheit stellen die äußeren Treppenhäuser in der G-Reihe dar, deren Stufen und Geländer komplett aus braun gebeiztem Holz bestehen.

Abb. 3



Die recht breite Abmessung der Geländer dieser Treppen wären von einem funktionalen Standpunkt

aus eigentlich nicht nötig, setzen aber als zeitgenössisches Stilmittel in ihrer Rustikalität einen besonderen Akzent im Dialog mit den hellen Betonflächen, Steinböden und den Stahlelementen der Treppe. Mit der rot angestrichenen Unterkonstruktion aus Stahl wird eine weitere farbliche Ebene eröffnet. Die Verwendung von Holz geht oft in der Kombination mit Stahl einher, besonders deutlich wird dies an den Tischen und Eiermannstühlen, die sich in allen Seminarräumen finden lassen.

Beton als Ausdruck von Ästhetik und modernem Zeitgefühl

Beton ist zunächst ein hochfunktionaler Baustoff, dessen Vielseitigkeit die Erstellung von komplexen Strukturen möglich macht. Die Konstruktion, die ingenieurtechnische Leistung und der Entstehungsprozess sind dem Material eingeschrieben und werden in dieser Ablesbarkeit zum ästhetischen Faktor. Aufgrund dieses hohen Stellenwerts wird der Beton nicht verkleidet oder mit edlen Hölzern verblendet, sondern steht für sich selbst, ist konkret. Durch die Art der Bauausführung in horizontalen und vertikalen Schichtungen wird die Baumasse in dynamische Bewegung versetzt. Das starre, unbewegliche Material wird zum Sinnbild tektonischer Spannung.

Mit der Verwendung des Betons als vorrangigem Baustoff war der Ausdruck eines modernen Zeitgefühls verknüpft, in dem eine Aufbruchstimmung herrschte: weg von den hierarchischen Würdeformen und gesellschaftlichen Normen der Vergangenheit.

Abb. 4



Abb. 3: Hentrich Petschnigg und Partner: Gebäude GA (1966-1971)

Abb. 4: Albin Hennig: Pfeilerverkleidung, Verwaltungsgebäude (1973-81)

Die Materialität der RUB

Eine Zeit, die auch von dem Verlangen geprägt war, sich mit umbautem Raum, mit übergreifenden Materialstrukturen, kurz, einem urbanen Raum, zu umgeben. Die Vorfabrikation von Bauteilen, die – im Baukastenprinzip zusammengesetzt – die Bauten der RUB formten, müsste eigentlich einer Uniformität das Wort sprechen. Doch dafür zeigt sich im Gesamtbild ein erstaunlicher Variantenreichtum und individuelle Baulösungen. Die durch System- und Bauprozesse entstehende rationale Ästhetik wurde nicht einfach in Kauf genommen, sondern war ein angestrebter Effekt.

Abb. 5



Über den Charakter des Materials

Beton wirkt im ersten Eindruck massiv und dauerhaft. Man könnte sich vorstellen, dass die RUB in 4.000 Jahren von neuen Gesellschaften als rätselhafte Ruine betrachtet wird. Dabei muss man sich klar machen, dass das Material Beton grundsätzlich aus Sand, Wasser und Kiesanteilen besteht. Beim Gang über den Campus wird angesichts klappernder Bodenplatten und bröckelnder Pfeiler deutlich, dass die vermeintliche Festigkeit trügerisch ist. Mit längerer Nutzungsdauer rücken die baulichen Probleme klar in den Vordergrund. Mit einem hohen technischen und finanziellen Aufwand muss das Material ertüchtigt

und saniert werden. Ein Aufwand, der sich lohnt, da die stilistisch konsequent aufeinander abgestimmten Materialien eine komplexe und faszinierende Struktur erschaffen, die in ihrer hohen Qualität unbedingt erhaltenswert ist.

Abb. 6



Abb. 7



Farbe bricht Strenge

Sowohl in der UB als auch im HZO finden sich neben dem Sichtbeton auch monochrome Farbflächen in kräftigen Primärfarben, die teils mit Beschriftungen und Piktogrammen versehen sind. Diese Farbakzente haben im Vergleich zu den grauen Betonflächen die Funktion von Wegweisern oder dienen zur Hervorhebung von Bereichen oder Definition von Gebäudegruppen.

Die Geländer der umlaufenden Brüstungen jeder Gebäudereihe sind jeweils in einer bestimmten Farbe gestrichen; Blau für die I-Reihe, Grün für die Naturwissenschaften, Gelb für die Geisteswissenschaften und Rot für die medizinische Reihe. Durch den Wechsel von grauem Beton und Institutsfarben entsteht eine rhythmische Betonung der Höhenstaffelung, die den Bauten auf zurückhaltende Weise etwas von ihrer Schwere nimmt.

Autoren: Kitty Krauß, Tibor Krauß

Abb. 5: Eller Moser Walter + Partner:
Gebäude NB (1964-1972)

Abb. 6: Georg Penker: Querforum Ost (1975)

Abb. 7: Hendryk Dywan:
Farbgestaltung Versuchshalle IAN (1983)

Kunst am Bau

Wie entstand „Kunst am Bau“?

Zeitgenössische Kunst am Bau im Universitätskontext hatte in der Zeit der Entstehung der RUB nur einen Vorläufer: die Hochschule St. Gallen in der Schweiz, bereits 1963 eröffnet. Ein Großteil der Werke in St. Gallen wurde für einen bestimmten Ort geschaffen, so dass ein präzise aufeinander abgestimmtes Zusammenspiel von Kunst und Architektur entstand. Ein Gremium, das die Entscheidungsmacht über das Kunstprogramm an der RUB hatte, wurde 1970 gegründet, darunter waren Vertreter des Architekturbüros HPP sowie des staatlichen Hochbauamtes, Vertreter des Finanzministeriums, Prof. Dr. Max Imdahl (Gründungsordinarius des Kunstgeschichtlichen Instituts der RUB) Prof. Eduard Trier (Kunstakademie Düsseldorf) und Dr. Peter Leo (Kunstgalerie Bochum). Ziel der gestalterischen Ausarbeitung der RUB war es, die Architektur und die Kunst in einen gleichberechtigten und spannungsvollen Dialog zu bringen. Man kann auf dem Campus der RUB eine avancierte Herangehensweise an das Thema Kunst am Bau feststellen. Eine ambitionierte Künstlerauswahl von jungen, international renommierten, zeitgenössischen Künstlern lässt den hohen Gestaltungsanspruch der RUB erkennen. Vor allem ungegenständliche Kunst mit dem Bezug zur technikaffinen

Aufbruchsstimmung in der Gründungszeit der Universität ist deutlich. Das Programm „Kunst am Bau“ war von Beginn der Planungsphase an der RUB vorgesehen, dessen Umsetzung jedoch erst ein Jahrzehnt später in Angriff genommen: Die Kunstwerke wurden zwischen 1969 und 1978 auf dem Campus installiert. Die Kunst sollte in den Gesamtkomplex einfließen, dazugehören und nicht getrennt davon werden, sondern eine feste Einheit mit den Bauten bilden. Ziel war es, ein angemessenes Verhältnis zwischen Architektur und Kunst zu schaffen, um so die Reformideen der Zeit zu unterstützen. Leider stand zuerst der Bau im Fokus, und die Umsetzung der künstlerischen Aspekte kam im zweiten Schritt. Den Architekten war jedoch trotzdem sehr daran gelegen, die Künstler so gut wie möglich in den Entstehungsprozess mit einzubeziehen.

Prominente Kunst an der RUB

Beispiele für eine besonders gelungene Integration von Kunst am Bau bieten Mischa Kuballs, Victor Vasarelys und Erich Reuschs Kunstobjekte.

Abb. 1



Abb. 1: Mischa Kuball:
KUNSTSAMMLUNGENDERRUHRUNIVERSITÄTBOCHUM (2003),
Leuchtschriften am Bibliotheksgebäude der RUB (Süd),
Neon, Bochum

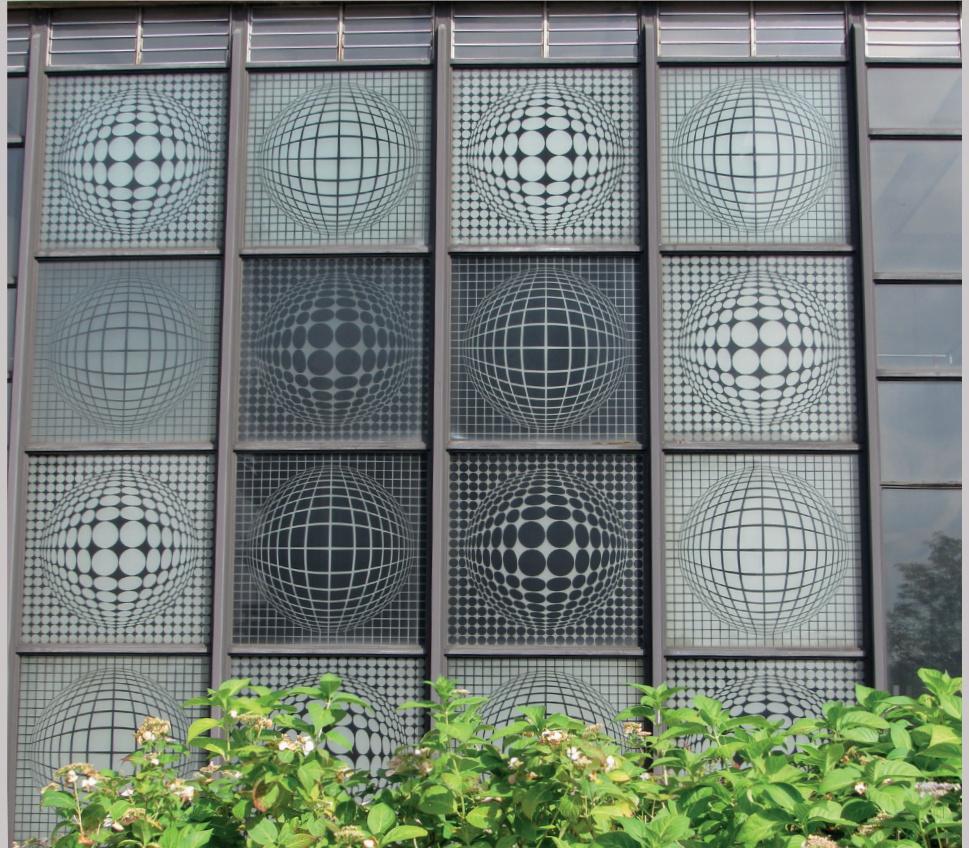
Kunst am Bau

Abb. 2



Am Gebäude der RUB-Universitätsbibliothek, an der Süd- und an der Nord-Seite, befinden sich zwei Leuchtschriften, die Kuball dort installiert hat. Alle Buchstaben sind gleich große Versalien, zwischen den Wörtern gibt es keine Leerzeichen. Schnörkellos steht zunächst jeder Buchstabe für sich. Die Buchstaben sind in unregelmäßiger Reihenfolge illuminiert. Der heutige Eintritt in das Gebäude der Bibliothek ist anders als ursprünglich geplant. Besonders an Kuballs typografischer Neoninstallation wird dies durch die Spiegelschrift deutlich: Symbolisch nimmt sie die ursprüngliche architektonische Konzeption des Gebäudes auf und spiegelt diese zwischen den realen Gegebenheiten.

Abb. 3



Dieses Werk von Victor Vasarely besteht aus vier mal vier quadratischen Scheiben, mit einer Gesamtfläche von 7,50 Meter x 7,50 Meter. Es handelt sich dabei um beschichtetes bzw. im Siebdruck bedrucktes Glas, und auf jeder der Scheiben scheint eine große Kugel abgebildet zu sein. Diese kugelförmige Wirkung wird durch die Krümmung von horizontalen und vertikalen Linien (Linienraster) bzw. durch die Vergrößerung und Verzerrung von Kreisflächen (Punktraster) erzeugt. Die vier Scheiben im Zentrum sind das Negativ zu den umgebenden Positiven. Im Vorübergehen scheinen sich die „Kugeln“ in den Fensterflächen sogar zu drehen. Es entsteht eine visuelle Verwirrung, der sich der Betrachter nur schwer entziehen kann.

- Abb. 2: Mischa Kuball:**
UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEKBOCHUM (2005), Neon-Leuchtschriften am Bibliotheksgebäude der Ruhr-Universität Bochum (Nord)
- Abb. 3: Victor Vasarely: Grand Vitrail Cinetic (1971), Glas, Hörsaalzentrum Ost (HZO), Ruhr-Universität Bochum**

Kunst am Bau

Abb. 4



Das Wandbild desselben Künstlers hat eine Länge von 15 Metern und eine Höhe von fünf Metern. Die Wand besteht aus 221 farbigen Dreiecken, Quadraten und Rhomben-förmigen, glasierten Keramikplatten. Die Platten wurden so zusammengelegt, dass sie – aus unterschiedlichen Blickwinkeln betrachtet – auf den Betrachter eine immer neue Wirkung ausüben. Manche der geometrischen Figuren wirken flach und zweidimensional, während andere körperhaft und dreidimensional erscheinen.

Abb. 5



Der Brunnen von Erich Reusch ist eine viereckige, terrassierte Vertiefung im offenen Bereich des Forums. Die Gesamtfläche beträgt ca. 30 Quadratmeter, die Höhe der Terrassierung ist 22,5 Zentimeter. Zu Beginn floss Wasser in den Vertiefungen zwischen den Betonplatten.

An der Südseite befindet sich ein blauer Zugang zur Tiefgarage, welcher zu dem von Reusch entwickelten Konzept gehört. Das leuchtende Blau korrespondierte früher mit dem Dach des Audimax, heute ist diese Verbindung nicht mehr nachvollziehbar. Zusätzlich war eine monumentale Skulptur, schräg gegenüber vom Wasserrelief in der Nähe der Brücke zur G-Reihe (G-Gebäude) geplant, welche jedoch nicht zustande kam.

Autorin: Yulia Orlova

Vergessene Kunst

Neben den bekannten Kunstobjekten an der RUB gibt es jedoch eine Vielzahl an Objekten, welche nicht die Aufmerksamkeit und Pflege erhalten, die ihnen gebührt. Daher sehen wir es als wichtige Aufgabe an, mit der Ausstellung das Auge und das Bewusstsein der Besucher*innen für die künstlerische Qualität zu schärfen, die uns umgibt. Vielleicht kann man mit einem neuen kollektiven Bewusstsein darauf hoffen, dass die Kunst an der RUB mehr Beachtung und Fürsorge erfährt.

Die horizontale Mauer im Innenhof wird durch die vertikale Ausrichtung der Mauer gebrochen, die pfeilerartigen Elemente strecken sich gen Himmel, bis schließlich eine Höhe von zehn Metern erreicht ist. Die Oberfläche der Plastik ermöglicht einen Einblick in den Herstellungsprozess, da die Holzpaneele der Gussform Abdrücke hinterließen. Je nach Betrachtungsposition und Lichteinwirkung sollte sich der Eindruck der Plastik verändern. Heute jedoch, nicht nur der Ungepflegtheit der Grünflächen geschuldet, ist fraglich, ob sie diese Funktion erfüllt: Zwischen Tannen und Gestrüpp ist die Plastik verdeckt, wird sie nicht mehr als Kunstobjekt identifizierbar.

Abb. 6



Abb. 4: Victor Vasarely: Ohne Titel (1974), Keramik, Hörsaalzentrum Ost (HZO), süd-östlicher Außenbereich, Ruhr-Universität Bochum

Abb. 5: Erich Reusch: Wasserrelief (1973-1975), Betonplatten mit Wasserläufen, Forumsplatz Nord, nordöstliche Ecke, Ruhr-Universität Bochum

Abb. 6: Hanns Holtwiesche: Evolution (1969), Betonplastik, Innenhof von Gebäude NA, Ruhr-Universität Bochum

Kunst am Bau

Auch geht viel von der Wirkung der Plastik verloren, da die Allansichtigkeit nicht mehr gänzlich gegeben ist. Und inwieweit diese heute als Orientierungspunkt erkennbar ist, ist ebenfalls fraglich.

Abb. 7



Die heute vier, ursprünglich sechs überdimensionierten Bullaugen nehmen die gesamte Höhe der Wand ein. Eine klare Linien- und Formsprache bestimmt diese Arbeiten. Dem Betrachter / der Betrachterin bietet sich ein Ausblick in eine fiktive abstrahierte Landschaft. In Nöfers Werk wird die technische Einwirkung des Menschen in seine unmittelbare Natur behandelt. Problematisch ist auch hier heute, inwieweit die intendierte Wirkung in der Rezeption ankommen kann, bedenkt man, dass bereits zwei der ursprünglich sechs Fenster zugunsten eines Cafés zurücktreten mussten. Man könnte fast meinen, dass dies mittlerweile im Interieur untergeht. Auch ist fraglich, inwieweit dem Betrachter klar ist, dass es sich um ein Kunstobjekt handelt, und nicht lediglich eine Wanddekoration ist.

Abb. 8



Den Betrachter*innen Betrachter / der Betrachterin bietet sich eine konvexe Wand, deren mittlerer Teil mit einer Breite von ca. fünf Metern nach hinten versetzt ist. Architektur und Wandmalerei spielen zusammen, indem beides lediglich in der Bewegung erschlossen werden kann. Im Entlangschreiten am Werk erschließen sich dem Betrachter die einzelnen Farbfelder. Es kann jedoch nicht vorausgesetzt werden, dass bei einem großen Andrang von Studenten, welche sich den Weg zum Hörsaal bahnen, eine solche Erschließung der Arbeit erfolgt. Zudem sind nach neuesten baugesetzlichen Vorgaben Geländer angebracht worden, sodass die Arbeit nicht als autonomes Kunstobjekt besteht, sondern lediglich als dekorative Bemalung der Wand wahrgenommen wird.

Abb. 9



Abb. 10



Abb. 7: Werner Nöfer: Ohne Titel (1972), 2 Emaillie-Wandgestaltungen, Cafeteria im Gebäude MA, Ruhr-Universität Bochum (ursprünglicher Zustand)

Abb. 8: Rupprecht Geiger: Ohne Titel (1974-75), Wandgestaltung, Leuchtfarbe auf verputzter Wand, H-MA 10, Ruhr-Universität Bochum

Abb. 9: Adriaan Dekkers: Ohne Titel (1972-74), Betonverkleidung, NB Nord 02, Ruhr-Universität Bochum

Abb. 10: Adriaan Dekkers: Ohne Titel (1972-74), Betonverkleidung, ND Süd 04-03, Ruhr-Universität Bochum

Kunst am Bau

Abb. 11



An den Versorgungskernen NB Nord und Süd und im Süden des ND Gebäudes wurden von Adriaan Dekkers 1972–1978 Betonverkleidungen angebracht. Bei Betrachtung einer einzelnen Seite erkennt man erst beim Umgehen ein komplexes Relief. Die gleichartige Farbe und Materialität wie bei der Architektur lässt den Betrachter heute vermuten, dass es sich lediglich um eine normale Wand handelt, die beklebt werden kann. Um Distanz zum Objekt zu schaffen, sind diese mit einem Kiesbett umringt. Jedoch wurden an derselben Stelle Fahrradständer und Aschenbecher installiert, womit auch dieser Versuch scheiterte.

Um die Länge der Flure optisch zu unterteilen, wurden in gewissen Abständen große Motive angeordnet, die als zusätzliche Orientierungspunkte dienen. Die Motive beziehen sich auf die dahinter liegenden Fachbereiche. Bis zu vier horizontale Bänder in einem intensiveren Grundfarbton sollen die jeweilige Ebene unterhalb des Erdgeschosses kenntlich machen und somit auch eine vertikale Orientierung gewährleisten. Die Nutzung der Flure im Durchqueren und für den Transport von Objekten haben an den Wandmalereien ihre Spuren hinterlassen. Auch neu installierte Messgeräte und Brandschutzmelder verdecken den Blick auf das gesamte Kunstobjekt. Und nicht zuletzt der schlechte bauliche Zustand der Ruhr-Universität ist ein Grund dafür, warum zahlreiche bestehende Kunstobjekte ihre Form nicht entfalten können und mit der Architektur verkommen.

Abb. 12



Autorin: Diana Shepotynnyk

Abb. 13



Abb. 11: Adriaan Dekker: Ohne Titel (1972-74), Betonverkleidung, NB Süd 03-02, Ruhr-Universität Bochum

Abb. 12: Henryk Dywan: Inneres Orientierungssystem (1979), Gebäude NB, Ebene 04, Ruhr-Universität Bochum

Abb. 13: Henryk Dywan: Inneres Orientierungssystem (1979), Gebäude NB, Ebene 04, Ruhr-Universität Bochum

Anm.: Die Abbildungen 12 und 13 zeigen beispielhaft, wie durch Unkenntnis manche Objekte Schaden erfahren.

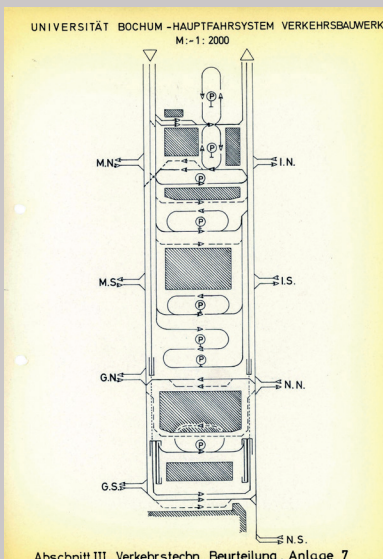
Die Nord-Süd-Achse der RUB

Das Parkhaus

Das Parkhaus als organisierende Basis

Die gesamte Mittelachse stellt den letzten Bauabschnitt für den Gründungsbau des Campus dar und wurde von 1971 – 1974 errichtet. Das zentrale Verkehrsbauwerk ist unter dieser Achse für die darauf befindlichen Solitärbauten mehr als nur stabilitätsstiftend. Konzipiert wurde das Parkhaus für dreitausendfünfhundert PKW-Plätze.

Abb. 1



In der Planung wurden nicht nur die zu erwartende Größe der Universität berücksichtigt, sondern auch sog. „Quellzeiten“ und der durchschnittliche Motorisierungsgrad der Benutzer*innen. Die Einfahrt im Norden befindet sich unmittelbar unter dem Musischen Zentrum. Hier werden die sechs Fahrspuren aus Osten und Westen zusammengefasst und zielführend gegliedert. Der Besucher*innenparkplatz befindet sich nördlich in Nähe zum Musischen Zentrum und der Universitätsverwaltung. Eine weitere, mittlere Spur ermöglicht die Zufahrt in die einzelnen Parkbereiche tiefer im Bau. Diese folgen einem jeweils individuellen Umfahr-System

und beherbergen unterschiedlich viele Parktaschen. Die äußere Spur gewährleistet die Umfahrt der gesamten Tiefgarage sowie Abfahrten zu den Institutsgebäuden. Die Querstraßen dienen insbesondere dem Lieferverkehr sowie dem Abstellen der Mitarbeiter-Fahrzeuge. Da der Grundriss des Parkhauses dem Erschließungsprinzip der Hauptachse folgt, sorgt er in seiner mittigen Lage am Campus für ein zielorientiertes und effizientes Parken. Die Ausgänge über Treppentürme orientieren sich ebenfalls an den darüber liegenden Gebäuden. Nicht nur als Stütze, sondern als organisierende Instanz mit verteiler Funktion für das gesamte oberirdische universitäre Leben ist das Parkhaus mehr als bloß zweckorientierte Basis für die Architektur der RUB.

Transitorischer Ort

Der Verkehrsbau ist für die motorisierten Campusbesucher*innen der erste und letzte Ort an der RUB. Durch die von Anfang an bestehende Trennung von Fuß- und Autoverkehr auf dem Campus erscheint das Parkhaus als ein Ort des Übergangs, einer des Ankommens oder Verlassens, nie jedoch einer des Verweilens. Die untergründige, zentrale Lage verleiht dem Verkehrsbauwerk eine Schleusenfunktion. Distanz schaffend, aber auch verbindend zum Universitätsalltag darüber, verhält sich der organisierende Grundriss sammelnd wie auch verteiler zum Campus. Durch Kunstwerke, wie den Schriftzug von Henryk Dywan über der Ausfahrt, wird diese transitorische Eigenschaft betont und das Parkhaus in seiner temporären, zweckorientierten Nutzung zu einem Narrativ der Bewegung erhoben.

Abb. 2



Autorin: Jasmin Gierling

Abb. 1: Hauptfahrssystem Verkehrsbauwerk

Abb. 2: Henryk Dywan: Betonrelief Ruhr-Universität, 1973, Ausfahrt zentrales Verkehrsbauwerk

Die Nord-Süd-Achse der RUB

Die Universitäts-Bibliothek der Ruhr-Universität Bochum

Wie alles begann

Bereits im Frühjahr 1962 begann man die wissenschaftlichen Hilfsmittel für die Bibliothek zu beschaffen und zog mit einigen Mitarbeitern in das Verwaltungsgebäude der auf dem Bochumer Universitätsgelände liegenden Zeche Klosterbusch „Im Lottental“. Etwa fünfzigtausend gesammelte Bücher mussten auf dem Boden oder in den noch vorhandenen Badewannen aufbewahrt werden. Zum ersten Studiensemester WS 1965/66 konnte der Ausleihbetrieb in der vierten Etage des IB Gebäudes aufgenommen werden. 1972 stand der nächste Umzug in die Alte Mensa, am Rande des Campus an, bis schließlich am 1. August 1974 das eigentliche Gebäude der Universitätsbibliothek am zentralen Forum bezogen werden konnte. Es wurde von der Planungsgruppe des Staatsbauamtes unter der Leitung des Architekten Bruno Lambart entworfen.

Abb. 3



Die Architektur der Universitätsbibliothek

Das Gebäude besteht aus einer konventionellen Stahlbetonskelettkonstruktion, deren Stützraster mit 7,5 x 7,5 Metern an das Grundraster des Gesamtkomplexes der Universität gebunden ist. Es liegt auf der Nord-Süd-Achse, dem Hauptverkehrsweg des Universitätskomplexes, zentral zwischen Forum Mitte und Forum Nord, gegenüber dem Auditorium Maximum. Die Fassade

besteht aus expressiv gestaltetem Schichtbeton, auch Waschbeton genannt, mit gezahnter Oberfläche, die bräunlich eingefärbt wurden. Man bezeichnet es auch als „Elefantenhaut“. Außerdem erhält das Gebäude eine plastische Dimension durch die horizontal tief zurückliegenden Fensterbänder und vorgesetzten Balkonbrüstungen. Dadurch, dass es im Ganzen eine Differenzierung des Baukörpers, die außen durch Vor- und Rücksprünge in der Fassade sichtbar sind, erscheint es als ein aus plastischen Einzelformen zusammengefügt Ganzes.

Abb. 4



Abb. 3: Bruno Lambart: Universitätsbibliothek Ruhr-Universität (1975), Südforum

Abb. 4: Bruno Lambart: Universitätsbibliothek Ruhr-Universität, 1975, Haupttreppenhauwerk

Die Nord-Süd-Achse der RUB

Die Treppe – skulpturale Architektur

Das außen verwendete Material wurde für die freitragende, skulpturale Betontreppe als Mittelpunkt des Inneren eingesetzt. Sie besitzt jedoch – im Unterschied zu außen – eine glatte Oberfläche, nimmt fast ein Fünftel der Grundfläche des Gebäudes ein und verbindet als gestalterisches Element alle Etagen. Die „fliegenden“ Balkone werden durch sich symmetrisch hocharbeitende Treppen an den Diagonalen verbunden. Dadurch erhält der Besucher nicht nur eine gute Orientierung und kann die Gliederung des Gebäudes gut erfassen, sondern auch viele wechselnde Perspektiven in den hallenartigen Raum. Als Beleuchtung dienen die Oberlichter, aber auch die Fenster an der äußeren Fassade, deren Licht durch verglaste Wände weitergeleitet wird, sowie diverse integrierte Lichtquellen in der Betonschalung der Treppe. Licht und Schattenspiel unterstützen die Wirkung der skulpturalen Durchbildung von Form und Fläche des Treppenkörpers, ähnlich wie an der Fassade. Durch die tiefen horizontalen Schnitte wird die Waagerechte betont sowie ein Hell-Dunkel-Kontrast zwischen dem hellen Sichtbeton und den dunklen zurückliegenden Glasflächen erzeugt. Ecken und Winkel sind durch umlaufende horizontale Bänder aus Fenstern akzentuiert.

Die Redaktion

Das Musische Zentrum – „Big Beautiful Building“

Der Torbau

Das Musische Zentrum der Ruhr-Universität Bochum befindet sich am Eingang des Universitätscampus und flankiert dessen nördliche Schauseite. Der wie ein „Gebirge“ über der Einfahrt zum Parkhaus hoch aufragende Mehrzweckbau ist eines der ersten Gebäude, das der Besucher sieht und wahrnimmt, wenn er von Hustadt oder U-Bahn-Haltestelle kommt. Durch die Errichtung des Musischen Zentrums, das 1984 eröffnet wurde, sollte ein Anziehungspunkt für Besucher von außerhalb geschaffen und eine Verbindung zur Stadt im äußeren und inneren Sinne hergestellt werden. Der Architektur dieses Baus kommt mit seiner prominenten Lage also eine große Bedeutung zu.

Abb. 5



Ein eigener Bau für das MZ

Vor der Eröffnung des MZ im Jahr 1984 war die Institution zunächst ohne festes Domizil, sodass die Aktivitäten erst einmal auf verschiedene Universitätsbauten verteilt werden mussten. Da die musischen Künste auch aufgrund der in den Gründerjahren der Ruhr Universität vorherrschenden Raumnot nicht auf Dauer in Gebäuden anderer Institutionen Platz finden konnten, musste eine andere Lösung gefunden werden. So musste das Musische Zentrum der Ruhr-Universität erst aus der Universität ausziehen, um seine

Die Nord-Süd-Achse der RUB

unüberhörbare und unübersehbare Existenz darzustellen. Fortan fanden dort die Bereiche Musik, Studiobühne und Bildnerisches Gestalten (später auch Fotografie und Film – heute leider nicht mehr aktiv) eine Werkstätte, um kreativen Tätigkeiten ungestört nachgehen zu können.

Architektur: Ein Kubus für die Musen

Abb. 6



Nach dem Wettbewerb des Architektenteams Hentrich + Petschnigg waren ursprünglich mehrere Solitärbauten, aber in anderer Kubatur, geplant. Die Vorplanung des Musischen Zentrums und Studierendenhauses übernahm dann 1964 das Dortmunder Architektenbüro Lehmann und Partner, das zunächst die Form eines einfachen kubischen Baukörpers vorschlug, später aber die komplexe Massengliederung realisierte, die wir heute sehen können.

Der mittlere große Kubus mit seinen massiven T-förmigen Sichtbetonstützen ist von mehreren kleineren, in der Höhe gestaffelten Kuben umgeben. Eloxiertes Aluminium, U-Profilbauglas und getöntes Klarglas sind neben dem Beton zentrale Elemente der Fassadengestaltung. Piloti-artige Pfeiler stützen den Bau, der wie über der Parkhaus-Einfahrt zu schweben scheint.

Eine Bühne für alle Fälle

Im Inneren befindet sich neben den Ateliers, Fotostudios, Proberäumen und Tonstudios vor allem die flexible Bühnenkonstruktion, die als Herzstück des MZ bezeichnet werden kann. Im Europäischen Kulturerbejahr 2018 wurde das MZ von der Kampagne „Big Beautiful Buildings“ ausgezeichnet (www.https://bigbeautifulbuildings.de/).

Abb. 7



Autorin: Alexandra Badke

Die Künste als Teil einer Lebensreform - Vergleichsbauten

Das Festspielhaus Hellerau von Heinrich Tessenow (1911) weist zwar äußerlich kaum Gemeinsamkeiten mit dem MZ der RUB auf, ist aber hinsichtlich seiner inneren Struktur ähnlich. Schaut man in den Innenraum, ist auch hier ein flexibler Raum angelegt: Das Theaterzentrum in Hellerau ist durch verschiedene Podestaufbauten und Bestuhlungen flexibel nutzbar. Das Konzept geht auf den Reformen und Musikpädagogen Émile Jacques-Dalcroze zurück, der die Ketten des (Tanz-)Theaters sprengen wollte und für diese Experimente einen Raum benötigte, der nach Bedarf gestaltet werden kann.

Abb. 6: Modell, Musisches Zentrum

Abb. 7: Flexibler Bühnensaal, Musisches Zentrum

Die Nord-Süd-Achse der RUB

Ein Bau im Zeichen der Nachkriegsreformen

Eine Verknüpfung von Alltagsleben und musischer Bildung schafft auch die Universität Kiel in der Neukonzeption des Forums. Dabei bildet der sogenannte Sechseckbau, erbaut in den Jahren von 1963-1966 von Friedrich Wilhelm Kraemer, eine spielerische Komposition mit den Funktionsbereichen Mensa und Studierendenhaus. Ziel dieser neuen Formensprache ist es, die Leitideen Kommunikation und Austausch auszudrücken. Denn auch die Universität Kiel hatte sich in den Dienst der Nationalsozialisten gestellt, und so wollte man die alte Universität reformieren: Nach 1945 sollten demokratische Werte vertreten werden.

Mit diesem Bau ist Kiel die einzige Stadt, die einen vergleichbaren Bau im Hochschulkontext wie die RUB aufweist. An der Ruhr-Universität Bochum haben wir es nicht mit einer derartigen Komposition im Forum zu tun, jedoch sind auch hier wichtige Punkte des studentischen Lebens im Musischen Zentrum konzentriert. Die prominente Lage auf der Nord-Süd-Achse führt zu einer Verbindung mit allen wichtigen Bauten. Im Inneren zeigen die Bauten beider Universitäten einen „universellen Einraum“, der je nach Bedürfnissen den verschiedenen künstlerischen Disziplinen durch unterschiedliche Podest- und Bestuhlungsvarianten angepasst werden kann.

Autor: Andreas Nowak

Das Audimax

Gegenüber der Bibliothek erhebt sich der monumentale Mittelpunkt des Campus: das Auditorium Maximum mit seinem bekrönenden Faltwerk. Der trapezförmige Grundriss mit dem zentralen Saal wird von einem Dach überspannt. Dieses besitzt mit unterschiedlich dimensionierten und mehrfach geknickten Elementen eine fächerförmige Rippenstruktur, die zur Mitte hin leicht ansteigt. Am Dach ist die Positionierung des Podiums hin zur Saalmitte ablesbar, die gerundeten Abschlüsse des geneigten Daches weisen dabei die Entwicklung zu einem runden Zentralraum hin. Die 22 sich leicht nach außen neigenden Stützpfeiler weisen eine vieleckige Brechung auf, die das massige Volumen der Stützen gliedert. Mit den horizontalen Verbindungselementen bilden sie den Rahmen für die gebäudehohen Glasfassaden. Die Stahl-Glas-Fassade wirkt feingliedrig und zeigt einen interessanten Materialgegensatz: der raue Beton im Unterschied zum glatten Glas. Mit dem Kopfsteinpflaster als Fußbodenbelag wird die Gebäudegrenze des Audimax nach außen verschoben: Sie markiert den unmittelbar um den Bau liegenden Platz.

Abb. 8

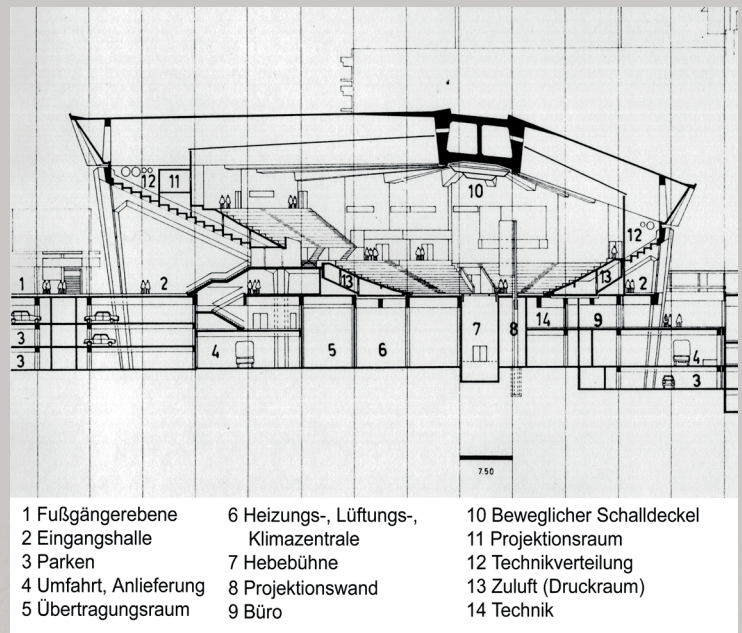


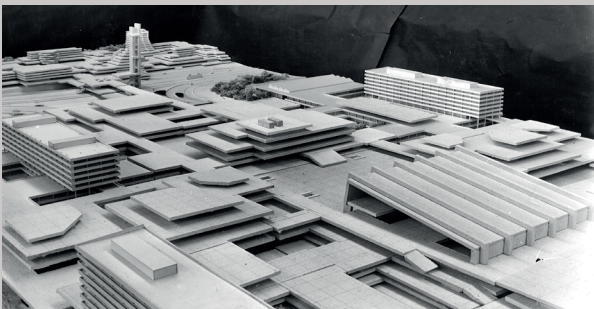
Abb. 8: Hentrich, Petschnigg & Partner: Aufriss Audimax, Ruhr-Universität (1970)

Die Nord-Süd-Achse der RUB

Ideen für Bochum

Übersetzt heißt Auditorium Maximum: größter Hörsaal oder größte Zuhörerschaft. Meist deutlich von den übrigen Bauten der Universität unterschieden, soll ein Audimax den Mittelpunkt einer Campusuniversität symbolisieren und einen zentralen Ort der Kontemplation, der Sammlung des Geistes, schaffen. Modelle von 1963 und 1965 verraten die Ideen für das Audimax der Ruhr-Universität. Die Dachform variiert zwischen Modellen von Flach- oder Pultdach bis hin zu einer Muschelform, die eine „befriedigende Sichtverbindung“ bot (StHBA).

Abb. 9



Das Auditorium Maximum wurde als ein ausschließlich dem universitären Betrieb ausgerichteter Solitärbau, wie beispielsweise Einführungen der Erstsemester und Verleihungen der Doktorwürde oder für große Konferenzen, am 10. Februar 1978 eröffnet.

Abb. 10



Das Audimax und die Stadt

Durch einen Nutzvertrag änderte sich die Funktion der eigentlichen Großversammlungsstätte der Ruhr-Universität Bochum, indem es Veranstaltungen der Stadt Bochum ermöglicht. Die Orgel, ein für den universitären Kontext ungewöhnliches Element, lässt diese Nutzung des Audimax als Konzertsaal erkennen. Durch die Öffnung nach außen steht das Audimax in Bochum auch in einem städtebaulichen Kontext. Vergleichbare öffentliche Bauten sind „Das Sternchen“ in Cottbus und das „Ahornblatt“ in Berlin, deren auffällige Konstruktion nicht Universitäten und deren große Zuhörerschaft vorbehalten ist, sondern die sich im öffentlichen Raum finden. Zwar ähneln sich die Anlagen nicht in den Maßen, doch sind die Dächer beeindruckend auffällig. Die mittig ausgerichteten Gebäude sind zu allen Seiten geöffnet und laden somit Besucher zum Betreten ein. Nicht umsonst wurde eine solch expressive Form für das heute bekannteste Bauwerk der Ruhr-Universität gewählt. Als Teil einer „zyklopischen Spätmoderne“ (Kossel) kann das Audimax in Bochum architekturhistorisch gut eingeordnet werden. Markante Dächer, plastischer Beton und überdimensionale Bauwerke prägten häufig die Solitärbauten der Nachkriegszeit.

Abb. 11



Autorin: Kristina Melnik

Abb. 9: Hentrich, Petschnigg & Partner: Modell Audimax, Ruhr-Universität (1963)

Abb. 10: Auditorium Maximum, Detail der Fassade

Abb. 11: Auditorium Maximum, Großer Saal, Foto Ende 1970er

Die Nord-Süd-Achse der RUB

Mensa

Gegensätze ziehen sich an

Abb. 12



Die Mensa liegt am südlichen Ende der den Campus durchziehenden Zentralachse. Sie bestimmt so den Gegensatz zwischen den zentralen Solitärbauten (Musisches Zentrum, Verwaltungsbauten, HZO, Zentralbibliothek, Audimax) und den Institutsgebäuden mit, der die RUB charakterisiert. Die Schauffassade der Mensa mit ihrem Blick in die Weiten des grünen, hügeligen Ruhrtals macht zudem das Konzept der Gegenüberstellung dichter Bebauung und gestalteter Landschaft deutlich.

Abb. 13



Abb. 12: HPP: Die Mensa II (2019), Süden der Zentralachse

Abb. 13: HPP: Vorplatz (1974), Mensa II, Südfassade

Abb. 14: HPP: Großer Speisesaal (1971), Mensa II, Ebene 02/03

Neue Bauaufgabe – Neues Konzept

Im Bericht des Staatshochbauamtes über die Vorplanungen wurde Folgendes gefordert: „Ein ungegliederter großer Saal mit langen Tischen. Gemütliche Ecken nicht erforderlich, da sowieso Massenbetrieb. Kurzer Aufenthalt der Studenten erwünscht, gute Reinigung erwünscht.“ Von einem Sozialraum war hier also nicht die Rede. Der Bau der zentralen Achse sollte nach den Institutsbauten erfolgen. Den Schwerpunkt der Planungen (HPP) lieferten Berechnungen der Saalgrößen, Platzbedarf und Verweildauer der Besucher, da man aufgrund der steigenden Studierendenzahlen lange Warteschlangen befürchtete. Während die Großbaustelle um sich griff, war der Fortschritt für die Nutzer eher zäh und störend im Tagesablauf. So kam es, dass die Mensa erst im Oktober 1971, also sechs Jahre nach Lehrbeginn, eröffnet wurde.

Abb. 14



Blick in die Natur – Erholung pur?

Die Großraummensen der späten 1960er Jahre wurden zeitgenössisch als „Abfütterungsmaschine“ kritisiert (Northemann, 2015). Daraus folgte ein neues Leitbild dergestalt, dass die Mensa, dem Vorbild des Campus als einem sozialen Raum folgend, spontane Begegnung, interdisziplinären Austausch und Erholung bieten sollte. Um diesen Spagat zu vollführen, schuf man spezielle Innenraumge-

Die Nord-Süd-Achse der RUB

staltungen „in Form kleiner Oasen der Gemütlichkeit“. So befanden sich im heutigen Veranstaltungszentrum die „Bierschwemme“ und eine Kegelbahn. Diese fielen den Sanierungen der Mensa 2003 – 2006 zum Opfer. Auch der Parkplatz vor der Mensa war früher mit Sitzbänken zum Verweilen gestaltet.

Abb. 15



Die Mensa bietet somit heute Bereiche zur Erholung, wie den Ausblick in die Natur oder die Kaffeebar.

Abb. 16



Die Sanierungen brachten den Gästen zudem deutliche Verbesserungen in der Essensauswahl. Doch aufgrund der Entfernung gemütlicher Oasen, die Möglichkeiten für Begegnung und interdisziplinären Austausch bieten sollten, wurde das Grundkonzept der RUB eingeschränkt bzw. sogar sukzessive revidiert.

Abb. 15: HPP: „Bierschwemme“ (1971), Mensa II, Ebene 4

Abb. 16: HPP: Bistro (2019), Mensa II, Südfassade

Abb. 17: Ferdinand Kriwet: Ohne Titel (1971), Mensa II, Cafeteria

An Kunst orientiert

Erst am Ende der Planungen wurden die Künstler*innen in den Prozess von Kunst am Bau einbezogen. Die Werke wurden meist nachträglich in vorausgesuchten Bauten integriert, auch die schriftbasierte Wandgestaltungen von Ferdinand Kriwet in der Cafeteria der Mensa.

Abb. 17



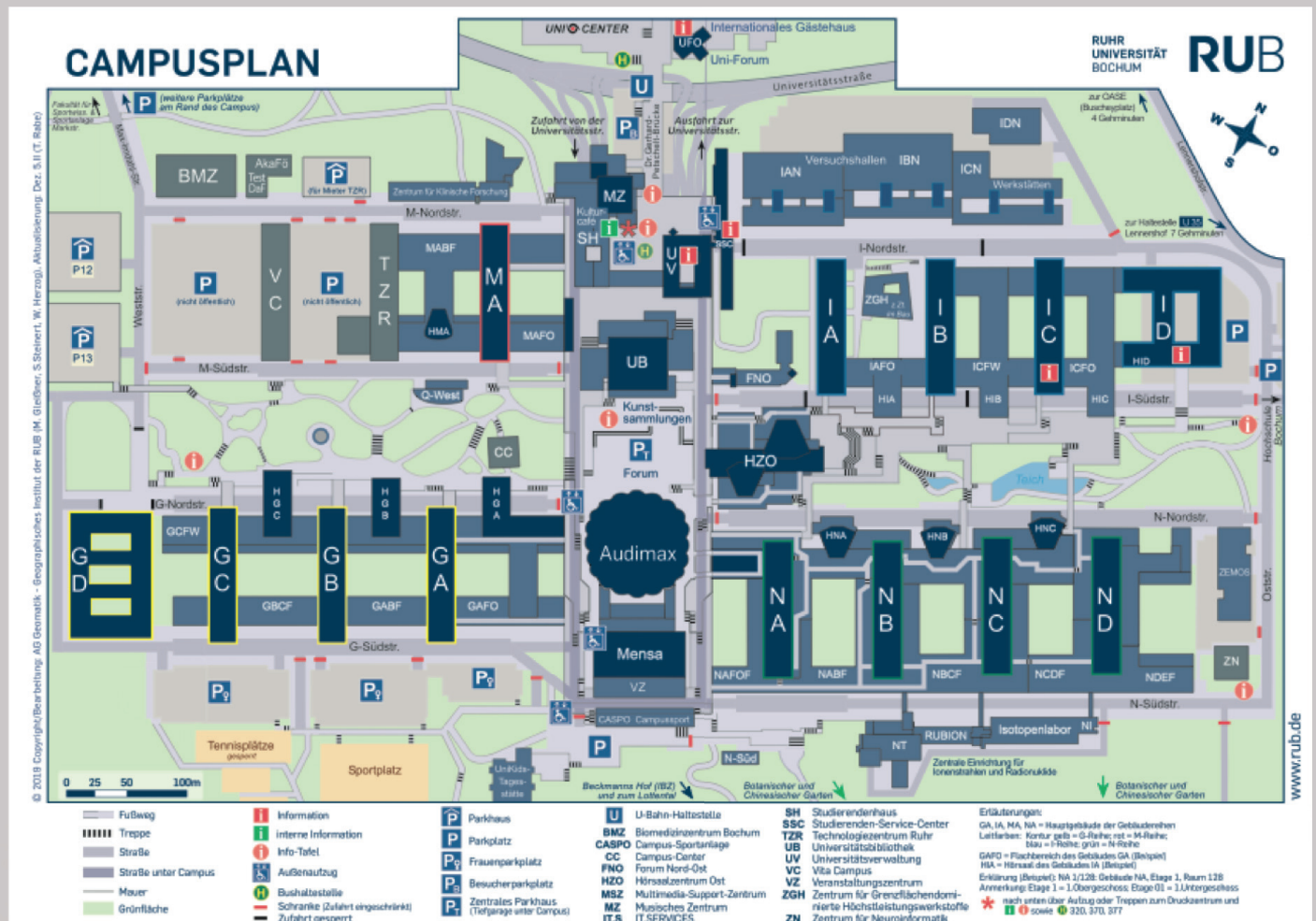
Diese war ausnahmsweise nicht *en passant*, sondern gezielt für einen markanten Verweilplatz konzipiert. Die Wörter aus verchromtem Messing, geschichtetem Plexiglas sowie roten und blauen Neonröhren schaffen ein nahezu unleserliches Geflecht aus Buchstaben. Damit problematisiert Kriwet die Orientierung innerhalb der Infrastruktur der RUB.

Autorin: Yvonne Schmied

Im Schnittpunkt der Achsen

Das Hauptforum

Abb. 1



Das zentrale Forum der RUB ist in vielerlei Hinsicht äußerst wichtig für den gestalterischen Aufbau des Universitätsgeländes. Es nimmt einerseits auf der Nord-Süd-Achse eine mittige Stellung ein und dient andererseits als Verbindung der beiden Querforen auf der Ost-West-Achse, die auf einem niedrigeren topographischen Niveau liegen.

Die architektonische Rahmung des Forums

Der freiliegende Forumsplatz wird auf drei Seiten von Solitärbauten gerahmt: der Universitätsbibliothek mit den Kunstsammlungen im Norden, dem Hörsaalzentrum Ost (HZO) im Osten und dem Audimax im Süden. Im Westen sollte das Forum eigentlich durch das Hörsaalzentrum West (HZW) begrenzt sein, dieses wurde jedoch nie realisiert.

Abb. 1: Campusplan der RUB, Stand 2019

Im Schnittpunkt der Achsen

Der Übergang vom Hauptforum zum Querforum West ist nicht offen, sondern wird durch Pfeilergänge begrenzt, wie sie sich auch an der gegenüberliegenden Seite beim HZO befinden. Somit fungieren die Pfeilergänge, wie auch die Solitärbauten, als Rahmung des Forums.

Abb. 2



Abb. 3



Forum und Kunst

Nach dem Vorbild antiker Städte ist das Forum in Bochum ein Sammlungsort für Studierende. Der Platz gliedert sich in zwei Ebenen. Zum einen ist der Boden vor dem Audimax mit Kopfsteinpflaster gedeckt und bildet die Durchgangsstraße, die sich an die Querachse anlehnt. Zum anderen entstand eine Anhöhe mit kleinen quadratischen Steinplatten vor den Kunstsammlungen, sodass sich hier eine Art Podium erhebt. Auf diesem wurden mehrere

Kunstwerke angebracht, wie die Edelstahlskulpturen von Yaacov Agam (1970) und George Rickey (1977).

Abb. 4



Das größte und zugleich nicht als Kunstwerk wahrgenommene Element des Forumsplatzes ist der Betonbrunnen von Erich Reusch (1973). Da es schon kurz nach Inbetriebnahme des Brunnens Probleme mit den Wasserleitungen und daraus resultierende Schäden am Pfeilerwerk des darunter befindlichen Parkhauses gab, wurde der Wasserbetrieb eingestellt. Da der Brunnen durch seine tiefer gelegte Struktur an ein Amphitheater erinnert, wird er von den Studierenden auch als Sitzgelegenheit und Sammlungsort umfunktioniert. Vielen Studierenden wird nicht bewusst sein, dass es sich um einen stillgelegten Brunnen handelt. Doch auch die übrigen Stufen der Anhöhe werden gerne zum Verweilen oder für ein Sonnenbad genutzt. Da man bei seinen Wegen auf dem Campus unweigerlich immer auf das Forum gelangt, bildet es den „Schnittpunkt aller oberirdischen Teile der Bochumer Universitätsanlage und markiert so das Zentrum der Fußgärebene“ (Jöchner 2015, S. 38).

Autorin: Laura Kryz

Abb. 2: Hörsaalzentrum Ost (HZO), Blick vom Forumsplatz auf das HZO, Stand 2015

Abb. 3: Der Forumsplatz in Richtung Süd-West mit Blick auf das Audimax und die Institutsgebäude der Geisteswissenschaften, Stand 2015

Abb. 4: Der Forumsplatz in Richtung Nord-West mit Blick auf die Universitätsbibliothek und die Kunstsammlungen sowie die Edelstahlskulpturen von Agam und Rickey, Stand 2015

Im Schnittpunkt der Achsen

Eine Vision der Moderne: Verkehr stapeln

Vertikale Schichten

Die Verflechtung der wissenschaftlichen Disziplinen sollte an der RUB auch architektonisch umgesetzt werden. Das Achsenkreuz, bestehend aus der Mittelachse sowie den Querforen, ist der zentrale Weg, um alle am Campus befindlichen Gebäude fußläufig innerhalb von zehn Minuten erreichen zu können. Um dieses Prinzip einzuhalten, wurde das Wachsen und (Aus)bauen der Architektur nicht als ausladende Fläche, sondern komprimiert in Höhe und Tiefe geplant. Die Achsen sind zugleich auch Ortsvektoren, die den Benutzern durch weitere Ebenen nach oben und unten differenzierte Wege zum Ziel anbieten.

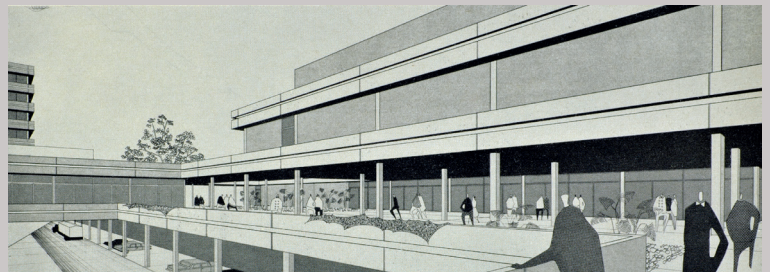
Autofreie Zone

Am gesamten Campus werden Fußgänger- und Autoverkehr voneinander getrennt, sie bewegen sich auf unterschiedlichen Ebenen. Im Norden des Campus wird der gesamte Verkehr gebündelt: Die Fußgängerbrücke der U-Bahnstation liegt über der Einfahrt der Garage. Der Hauptachse entlang wird der Campus erschlossen: Der Fußverkehr bewegt sich Richtung Süden zu seinem Ziel und muss sich erst am Knotenpunkt, dem zentralen Forumsplatz, endgültig entscheiden, ob er nach Westen oder Osten geht. Das zentrale Verkehrsbauwerk in der Ebene darunter spiegelt dasselbe Prinzip. Die längsgerichtete Garage endet unter dem Audimax. Die Orientierung nach Westen und Osten durch Ausfahrten zu den Institutsgebäuden folgt den Fußgängerwegen darüber. So entstehen Brücken als architektonische Indikatoren für die verschiedenen Ebenen, die das Bild der Universität prägen.

Abb. 5



Abb. 6



Wege und Bewegen

Die Mehrgeschossigkeit des Campus bietet zudem Kontrolle über die Trennung von motorisiertem und Fußgängerverkehr. Somit wird der Raum durch das Stapeln des Verkehrs multifunktional genutzt und der Weg als solcher – und damit das Bewegen – unbestreitbar Teil der Universitätsarchitektur. Der Austausch aller Disziplinen wird also nicht nur architektonisch ‚gerahmt‘, sondern regelrecht inszeniert. Treppen, Rampen, Brücken und Aussichtsplattformen sind außerdem notwendig, da sich der gesamte Campus an das Gefälle des Geländes

Abb. 5: Blick von Süden auf Audimax und Fußgängerebenen sowie in das Parkhaus, Stand 2019

Abb. 6: Trennung von Personen- und Fahrzeugverkehr

Im Schnittpunkt der Achsen

anpasst. Dadurch entstehen auch innerhalb der einzelnen Gebäude nach Süden zunehmend Untergeschosse. Die Institutsgebäude beispielsweise liegen jeweils im Süden tiefer als im Norden, ebenso bildet dort das zentrale Parkhaus weitere Untergeschosse aus: Man fährt buchstäblich tiefer in den Campus hinein.

Autorin: Jasmin Gierling

Abb. 7



Abb. 7: Blick von Westen auf Audimax, Parkhaus und Fußgängerebenen, Stand 2019

Die Ost-West-Achse der RUB

Querforen

Eine Uni braucht Landschaft

Erst 1966, als schon ein wesentlicher Teil der Hochbauten (zumindest im Rohbau) realisiert worden war, wurde der „Wettbewerb zur Entwicklung und landschaftlichen Planung des Erholungsschwerpunktes am geplanten Bochumer Stausee einschließlich des Geländes der Ruhr-Universität Bochum“ ausgerufen. Dabei bezog man sich ausdrücklich auf das gesamte Universitätsgelände, schrieb, die Landschaft bestimme „die Anziehungskraft der Hochschule“ (Ausschreibungstext 1966) und nannte den Erhalt der Landschaft als ein wichtiges Planungskriterium. Als Sieger des Wettbewerbs ging das Büro des Landschaftsarchitekten Georg Penker (*1926) hervor.

Abb. 1



Damit ein Bauwerk und eine Außenanlage als ästhetische Einheit erscheinen, ist es wichtig, dass Architekt*innen und Landschaftsplaner*innen konzip-

tuell in die gleiche Richtung arbeiten. Im Fall der Querforen erwies sich die Zusammenarbeit als schwierig. So musste Penker an offizieller Stelle Beschwerde einlegen, um zu verhindern, dass sich ein riesiger „Betondeckel“ über das Querforum spannt. Stattdessen konnte er mit seiner Idee überzeugen: dem Übertragen der typischen Elemente aus der umgebenden Landschaft, also Hügel, Tal, Wasser und Bäume in die Universität.

Das Querforum Ost

Zwischen den Gebäuden der N- und I-Reihe entwarfen Georg Penker und sein Team eine landschaftliche Szene mit Quelle, Bachlauf, Wasserfall und See. Aus einem Becken auf der Höhe einer Fußgängerterrasse stürzt das Wasser einige Meter tief in ein weiteres Wasserbecken, von dem aus es in mehrere Bachläufe fließt, die – geometrisch gefasst – nebeneinander her verlaufen. Zwischen den Bachläufen ragen plastische, stelenartige Betonkörper als bis zu drei Meter hohe ‚Felsen‘ in die Höhe und begrenzen kleine bepflanzte Flächen. Schließlich mündet der Bachlauf in den See, ein großes Wasserbecken mit Schilfbepflanzung. Quelle, Bachlauf, Wasserfall und See greifen das Material der Hochbauten, den Beton, auf, bilden aber als malerische Elemente ein Gegenstück zu den funktionalistischen Fakultätsgebäuden und sind keine direkte Nachahmung der Natur, sondern erkennbar stilisiert.

Abb. 2



Abb. 1: Georg Penker: Stilisierter Bachlauf und Wasserfall, Foto ca. 1975, Querforum Ost

Abb. 2: Georg Penker: Pergola (links), Superzeichen Bachlauf und See (rechts), Luftaufnahme von Süden, Foto 1974, Querforum Ost

Die Ost-West-Achse der RUB

Im Westen des Querforums Ost, direkt hinter dem Hörsaalzentrum Ost (HZO), befindet sich ein Teich mit einer bewachsenen Insel, dem eine Reihe von Sitzstufen zugewandt ist, welche zum Verweilen einladen sollen. Ein Stück dahinter ist eine Pergola zu finden, die teilweise von der dort gepflanzten Baumgruppe aus Hainbuchen und Stieleichen durchwachsen wird. Von dem Fußweg aus, der sich ein Geschoss höher befindet, können die Passant*innen die Eroberung der Architektur durch die Vegetation bewundern.

Abb. 3



Schon von Weitem sichtbar ist der große, skulptural gestaltete Pfeiler der Brücke, die über den Bachlauf hinweg die N- und I-Reihe verbindet. Er markiert nicht nur den Treppenaufgang, sondern fungiert mit seiner einfachen kreisrunden Öffnung auch als Superzeichen zeitgenössischer Op-Art.

Autor: Jan Willuweit

Das Querforum West

Mit einfachen Pfaden aus Kleinpflaster sowie Sitzelementen aus Holz war das Querforum West als ein Ort zum Durchatmen, Wohlfühlen und Zurückziehen gedacht. Die Wahl der Vegetation ist dabei

nicht willkürlich getroffen worden: Es wurden nur Pflanzenarten verwendet, die im natürlichen Umfeld der Universität zu finden sind.

Abb. 4



Wie man an der Gestaltung des Querforums Ost erkennen kann, spielte Wasser für Penker eine wichtige Rolle. Auch im Querforum West sollte es ursprünglich Wasser geben. Der erste Plan sah vor, dass ein Bachlauf im Buchenwäldchen im Westen des Querforums entspringt und sich bis zum (damals geplanten) HZW durch die Landschaft schlängeln sollte. Somit hätte sich das Element Wasser durch das Querforum West, über das Hauptforum in Form der Brunnenanlage von Erich Reusch, bis hin zum östlichen Ende des Querforums Ost erstreckt. Die Querforen wurden bei der landschaftsgestalterischen Planung stets als eine gemeinsame Achse begriffen.

Nachdem feststand, dass das HZW nicht realisiert werden würde, musste der Plan für die Landschaftsgestaltung des Querforums West überarbeitet werden. Durch eine landschaftliche Bodenmodellierung sollte im Osten der Einblick in das offen liegende Verkehrsbauwerk unter dem Hauptforum versperrt werden, da dies nun nicht mehr durch das HZW übernommen werden würde. Auch die Wasserelemente bedurften nun einer anderen Planung. Die Wahl fiel nun auf eine Gruppe von gestaffelten, runden Wasserbecken, um die sich eine Geländeterrassierung mit festen Stufenreihen konzentrierte und somit Sitzmöglichkeiten bieten sollte.

Im Februar 1977 wurde zum wiederholten Mal über mögliche finanzielle Einsparungen bei der Grüngestaltung gesprochen. Der Bau der Wasserbecken wurde in Frage gestellt, stattdessen entschied man sich für eine Pflastermulde mit zwei Sitzstufenreihen. Ein Jahr später stand fest, dass die gesamte Brunnenanlage im Querforum West entfallen müsse.

Abb. 3: Georg Penker: Wasserbecken mit Insel, Foto 1973, Querforum Ost

Abb. 4: Georg Penker: Detail aus einer Zeichnung vom Lageplan der Ruhr-Universität Bochum mit HZW und Wasserlauf, der im Querforum West entspringt, 1970

Die Ost-West-Achse der RUB

Abb. 5

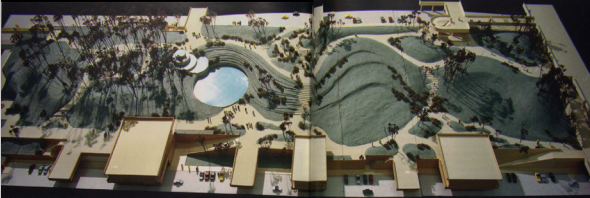


Abb. 6



Eine neue Herausforderung

Die Planung einer Grünanlage im Umfeld einer ganz neuen Universität war bis zur Wettbewerbsausschreibung der RUB noch nie ein Auftragsthema für einen Landschaftsarchitekten gewesen. Durch die verdichtete Bebauung der Universität wurde die Landschaft geschont. Abgesehen von der großzügigen Aussicht übt die Landschaft jedoch keine besondere Attraktivität auf das Universitätspublikum aus. Insgesamt wurden ca. 24 Millionen DM für die Gestaltung der Außenanlagen ausgegeben, was in etwa 1,8% der Gesamtbaukosten entspricht. In einem Interview sagte Georg Penker, dass dies viel zu wenig war, um eine insgesamt überzeugende Lösung erstellen zu können.

Autor: Jan Willuweit

Gleich und doch anders: die Institutsbauten

Typus

Die Institutsgebäude der RUB stellten seinerzeit ein Novum im deutschen Bildungsbau dar. Denn zum ersten Mal wurde der Typus des flexiblen Bürogebäudes auf eine Universität angewandt. Die fast schon symbolischen Hochbauten sollten nicht nur im Inneren flexibel sein, sondern gedacht war, die Gebäudereihen bei Bedarf nach Ost und West erweitern zu können, ohne dabei den Gesamtcharakter des Campus zu verändern. Diese Weitsicht zeigt sich auch im Inneren, da die Gebäude durch ihre veränderliche Bauweise relativ schnell an die Anforderungen neuer Institute angepasst werden konnten.

Abb. 7

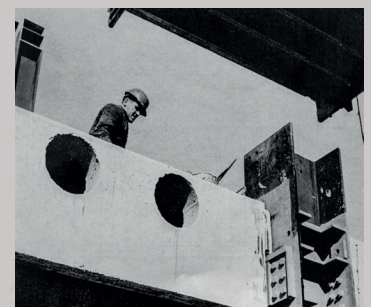
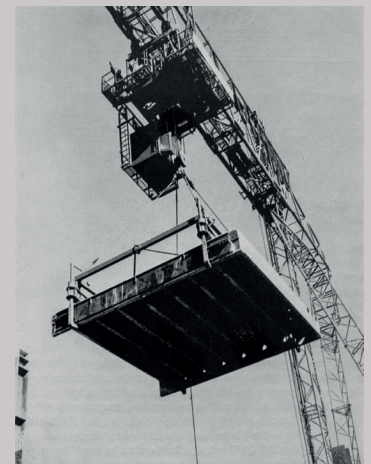
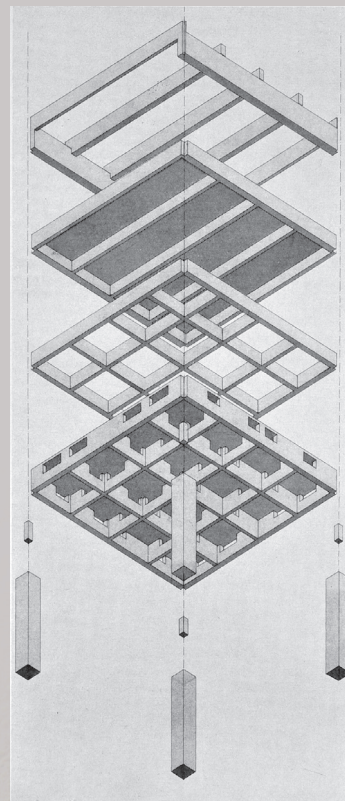


Abb. 5: Grünanlagenmodell des Querforums West, nachdem das HZW nicht mehr gebaut werden sollte, 1975/76

Abb. 6: Blick von Westen auf das modellierte Gelände und die runde Pflastermulde, Foto 1981, Querforum West

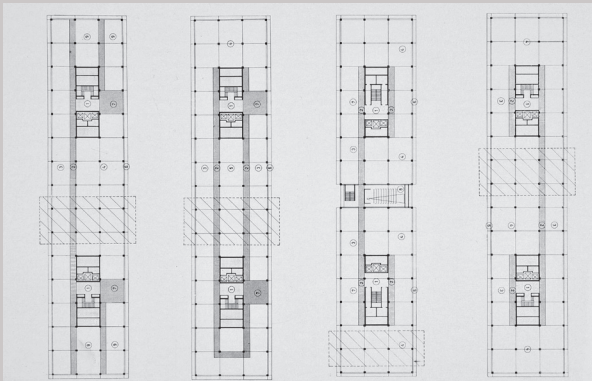
Abb. 7: links: Deckenaufbau, 1965;
oben: Deckenmontage, 1965;
unten: Aussparungen im Unterzug für
Leitungen, 1965

Die Ost-West-Achse der RUB

Modulare Bauweise

Die Konstruktion der Institutsbauten erfolgte in Stapelbauweise mit vorgefertigten Modulen. Dabei wurden zuerst zwei Kerne in Ortbeton ausgeführt, welche die Treppenanlagen, Aufzüge und Technischächte aufnahmen, um der Gesamtkonstruktion Stabilität zu verleihen. Anschließend wurden die Geschosse um die Kerne herum hochgezogen. Die unteren Deckenelemente wurden teilweise kassettiert und teilweise in Streifen ausgeführt. Allen Varianten ist jedoch gemein, dass es Aussparungen für die technische Gebäudeausrüstung in den Querrippen gibt. Auch hier ist die Flexibilität entscheidend: Die Leitungen wurden nicht verkleidet, und die Konstruktion ist sichtbar belassen, was kurzfristige Änderungen ermöglicht.

Abb. 8



Gebäudetypen

Sieht man von der Farbgebung ab, so sind sich die Institutsbauten auf den ersten Blick sehr ähnlich. Die prägnanteste Gemeinsamkeit sind die rahmenartigen Betonbrüstungen, die den Gebäuden ihr charakteristisches Aussehen verleihen. Einen deutlichen Unterschied bildet der Mittelkern der naturwissenschaftlichen Reihe, der wegen einer Bergsenkung als Verstärkung fungiert und somit topographische Unterschiede des Geländes an den Gebäuden sichtbar macht. Trotz der Typisierung

unterscheiden sich die Bauten durchaus im Detail. Dazu gehören nicht nur die angesprochenen, äußerlich sichtbaren unterschiedlichen Brüstungsformen, die Stärken der Brüstungen und die oberen Gebäudeabschlüsse, sondern vor allem die Innenstrukturen der Institutsbauten.

Innere Struktur

Durch das Rastersystem waren die Institutsbauten von Anfang an in ihrer Raumaufteilung flexibel und konnten je nach Fachbereich und Ansprüchen individuell angepasst werden. Die G-Reihe hat dabei mehr Platz für Bibliotheken, wohingegen die I- und N-Reihen diesen Platz für Laboratorien und Werkstätten nutzt. Der Grundriss aller Institutsgebäude organisiert sich über ein dreizoniges Schema, wobei die zwei Ortbetonkerne die Gebäude vertikal erschließen. Sie sind so platziert, dass ein möglichst kurzer Fluchtweg gewährleistet ist. Um sie herum verteilen sich die Büros der Lehrstühle. Die Lehrräume sind in den erdnahen unteren drei Etagen untergebracht. Funktional sind auch die Gänge, die nur so breit sind, wie es der Brandschutz vorsieht. In den unteren Geschossen sind die Gänge breiter und höher, weil an dieser Stelle durch die größeren Lehrräume mehr Verkehr entsteht.

Autoren: Peter Bering & Katharina Heil

Abb. 9



Abb. 8: Typengrundrisse 1:1000. Von links nach rechts: Geisteswissenschaften, Ingenieurwissenschaften, Naturwissenschaften und Nat. Med. Abteilung

Abb. 9: Flur im Gebäude A der Geisteswissenschaften, Blick nach Süden, Stand 2019

Die Ost-West-Achse der RUB

Verschlungene Wege: Hörsaalzentrum Ost (HZO)

Abb. 10



Abb. 11



Entstehung

Das Hörsaalzentrum östlich des Hauptforums wurde 1971 eröffnet; das Pendant auf der Gegenseite – das geplante Hörsaalzentrum West – blieb unausgeführt. Entworfen wurde der Gebäudekomplex Ost von 1965 an durch das Architekturbüro Fritz Eller, Erich Moser und Robert Walter und Partner (Düsseldorf).

Innenstrukturen und Eingang

Das Hörsaalzentrum Ost weist eine andere Innenstruktur als die Institutsgebäude auf, nämlich organische Formen und Schlangelwege, die sich um die über mehrere Ebenen reichenden Hörsäle legen. Mit achtzigtausend Kubikmeter Raum bietet es in zehn Hörsälen Platz für dreitausend Studierende. Am Außenbau sind die beiden größeren Hörsäle als eigenständige trapezförmige Kubaturen zu erkennen. Am Ostrand nimmt man den Bau als unaufdringlich wahr. Die Lage des HZO wird auch durch die Pfeilergänge gekennzeichnet, die hinter dem Forum liegen. Der Eingang des Foyers ist trotzdem nicht unscheinbar: Vier Glastüren, zurückgesetzt hinter einem Betondach auf Pfeilern, führen in die große, sich stellenweise über drei Ebenen ziehende Haupthalle.

Abb. 12



Abb. 10: Fritz Eller: HZO, 1971, östlich vom Forum

Abb. 11: Hörsaalzentrum Ost, Wegeführung, Stand 2010

Abb. 12: Fritz Eller: HZO, 1971, hintere Ansicht mit der Glaswand

Die Ost-West-Achse der RUB

Plastische Hörsaalformen und Farbigkeit

Während die Institutsbauten außen ablesbar und weitgehend innen flexibel sind, weist das Hörsaalzentrum mit den geschlossenen, plastischen Hörsaalformen und den Glaswänden der Foyer- und Treppenanlagen eine innere unveränderbare Gliederung auf, die durch die unterschiedlichen Hörsaalabmessungen und Höhenstaffelungen weiter gesteigert werden konnte. Der außenliegende konstruktive Betonteil wird mit zehn Zentimeter dicken Fertigbetonplatten, die als „verlorene Schalung“ anbetoniert wurden, geschützt.

Abb. 13



Alle Wände, Balken und Stützen des Foyers sind aus Sichtbeton, ebenso die Seitenwände der Hörsäle. Im obersten Geschoss war eine Cafeteria geplant. Diese wurde gebaut, aber nicht in Betrieb genommen. Die Orientierung im Gebäude wird durch die Kombination von Zahl und Farbe erleichtert. Es war nicht daran gedacht, die konsequente Betonarchitektur zu verstecken.

Hochrangige Kunst im HZO

Das Glasfenster von Victor Vasarely befindet sich im Hörsaalzentrum Ost. Die über zwei Geschosse reichende Glaswand besteht aus 16 gleich großen Sekurit-Glasplatten. Die bauchartige Dehnung der Grafiken ruft einen dreidimensionalen Fischaugeneffekt hervor. Von innen ist dem Fenster ein gleichformatiges in der grafischen Gestaltung der Fenster vorgesetztes ausgestanztes Metallblech vorgehängt, das die Betrachtenden nie deckungsgleich mit der Fenstergrafik betrachten können, sodass sich weitere dreidimensionale Verschiebungen ergeben.

Autorin: Sophia Lopes Ferreira

Abb. 14



Abb. 13: Fritz Eller: HZO, 1971, Hörsaal 10, Stand 2019

Abb. 14: Victor Vasarely: Glaswand HZO,
Innenansicht

N- & I-Bauten in der Diskussion

Aktuell!

I-identität?

Bei aller architektonischen Signifikanz sind die markanten Institutsgebäude der Ruhr-Universität im universitären Alltag vor allem eines geworden – Synonyme für die Einheit von Studium, Arbeit und Leben. Dieses Identifikationspotential ist jedoch nicht allein auf die Farbigkeit der Gebäudegruppen zurückzuführen, welche 1985 gemeinsam mit dem Architektenbüro Hentrich + Petschnigg bestimmt wurde. Vielmehr liegt, trotz nicht von der Hand zu weisender Serialität, auch eine bauliche Unterscheidbarkeit vor.

Abb. 1



Schon in der Planung galten Identität und Identifikation das besondere Augenmerk der Architekten: technisch-industrieller Look für eine Universität des industriellen Ruhrgebiets. Die Gebäude IA und IB, die einst ältesten auf dem Campus, machten hierbei den Anfang: Die Architekten Helmut Hentrich, Hubert Petschnigg, Rüdiger Thoma und Maximilian Thurn entwarfen ein Stahlskelett, welches in Kombination mit Stahlbeton-Deckenplatten und Glas-Aluminium-Fassaden das Bild der RUB fast fünfzig Jahre lang prägen sollte.

Das Ur-Modell: zerstörte Erinnerung

Noch bevor die ersten Stahlstützen der I-Reihe Geschossdecken aus Betonfertigteilen trugen, wurde das sogenannte Ur-Modell gefertigt. Das einstige Anschauungsobjekt mit Denkmalwert zeigte schon 1965 eindrucksvoll die Elemente, die in der Feldfabrik in Serienproduktion gingen. Als die RUB 2015 ihr fünfzigstes Jubiläum beging, musste das Modell von seinem angestammten Platz vor IA weichen, um Platz für die Neubauten zu schaffen – was schließlich in der Zerstörung des Modells endete.

Schon zur Bauphase schien die I-Reihe unter keinem guten Stern zu stehen. Während der Fertigstellung sorgte ein Interessenskonflikt für die Spaltung des ausführenden Architektenbüros. Während Hentrich und Petschnigg die I-Reihe vollenden durften, planten und errichteten die einstigen Büopartner Eller, Moser und Walter die südlichen Gegenstücke der N-Reihe.

Das letzte seiner Art

Vor dem Bau des Gebäude ID in den Jahren 2009 – 2010 galt IC lange Zeit als das jüngste der I-Reihe. Von 2011 an erfolgte die Entkernung ICs, bei der nur das ursprüngliche Tragwerk der 1960er Jahre erhalten blieb. Nach zwei Jahren Sanierung öffnete schließlich die modernisierte Variante des IC – noch in Unkenntnis darüber, dass dieses Tragwerk wohl das letzte seiner Art sein würde.

Abb. 2



Abb. 1: Rückbau IA und IB, ab WS 2014/15

Abb. 2: Tragwerk IC

N- & I-Bauten in der Diskussion

Denn die erhöhte Schadstoffbelastung gab Anlass, vom Wintersemester 2014/15 an mit dem kompletten Rückbau der ältesten Gebäude der RUB – IA und IB – zu beginnen, deren Nachfolgebauten vier Jahre später eröffnet wurden.

(K)ein Ort für Kunst?

Große Projekte erfordern große Maschinen – dies bekamen auch die Innenhöfe der I-Reihe während der Arbeiten an IC und ID zu spüren. Die Skulpturen und Keramikplatten der Höfe mussten dem schweren Baugerät weichen. Doch trotz sorgfältiger Reinigung und Lagerung entstanden irreparable Schäden, so erscheinen die heutigen Höfe in verfremdeter und reduzierter Ausgestaltung. Was also bleibt von den ältesten Bauten der Ruhr-Universität? Ein ummanteltes Tragwerk, das nicht nur architektonische Last trägt, sondern auch eine verborgene Erinnerung an die Ursprünge.

Autor: Tim Kollande

Die Singularität der N-Bauten

Abb. 3



Die N-Bauten, errichtet vom Büro Eller, Moser & Walter (Düsseldorf), gelten als die architektonisch qualitativsten Institutsgebäude. Als Vierergruppe entfalten sie zum

Abb. 3: Büro Eller, Moser & Walter: Gebäude NA, Ansicht von Westen

Abb. 4: Querforum Ost, Blick auf die Wegeverbindung von NC zu den I-Bauten, davor die Betonstele. Im Hintergrund der brutalistische Hörsaal von NC sowie die dazu gehörigen Aufgänge

Lottental hin eindrucksvoll die südliche Silhouette des Gesamtkomplexes, sind aber auch prägend für die innere Topographie des Campus: hier kommt die Ständerbauweise der Institutsgebäude in Kombination mit dem Gelände besonders zur Wirkung, da die dazwischen liegenden Flachbauten brutalistische Auf- und Zugänge erhielten. NC und ND werden über das Querforum hinweg mit der I-Reihe verbunden, wobei die Brücke vor NC durch eine hohe Betonstele inszeniert ist, die mit einem hoch angebrachten, kreisförmigen Durchbruch die Axialität des Forums auf die visuelle Ebene überträgt und dessen Landschaft fokussiert: ein „Superzeichen“ der Op-Art. Nicht zu vergessen die Dachbegrünungen der Flachbauten im N-Bereich: sie bilden eine „dritte Fassade“ (Hannich) für die Passant*innen: zahlreiche Moose und Bodendecker lassen hier im Wechsel der Jahreszeiten eine variationsreiche innere Landschaft des Campus entstehen. Eine weitere Besonderheit der N-Bauten sind die Umhüllungen der Gebäudekerne von NA (Nord), NB, NC (Süd) sowie ND mit serieller Kunst, die die Architektur interpretieren. Und schließlich die Dachlandschaft von NA, sehr ähnlich der Unité d'Habitation (1947-52) in Marseille von Le Corbusier.

Abb. 4



Der herbe Charme der N-Fassaden

Prinzipiell folgen sie derselben plastischen Auffassung, die das Äußere der Institutsbauten der RUB insgesamt prägt, doch kommt ihnen durch ihre landschaftsprägende Stellung eine

N- & I-Bauten in der Diskussion

Abb. 5



besondere Rolle zu. Die horizontale Gliederung der Bauten mit Hilfe zweier parallel übereinander liegender Armierungen überträgt durch Anlehnung an die dahinter liegenden Geschosse „das menschliche Maß“ nach außen. Es entsteht die räumlich ausgeprägte Zwischenzone eines „Balkons“, der dem Gebäudeblock die Schwere nimmt. „Umgangsfassaden“ gehen auf amerikanische Bürobauten der 1950er Jahre zurück. Sie wurden in den 1960er Jahren unterschiedlich umgesetzt, etwa vom Architekten Egon Eiermann, der dies beim Abgeordnetenhaus des Deutschen Bundestages in Bonn (1969) zu einer „allseitig analogen“ Fassadenstruktur (Wittmann-Englert) machte und sich damit gegen den „recht üblen sogenannten ‚repräsentativen‘ Charakter“ althergebrachter Fassaden wandte.

Da bei der Fassadenlösung an der RUB die untere der Armierungen stets abgeschrägt ist, entsteht eine lebhaft

plastische Struktur. Ihre einfache Parallellage lässt die dahinter liegende, bei den N-Bauten in einem gedämpften Grün gehaltene, farbige Partie unterhalb der Fenster erkennen. Die Auffassung von horizontaler Fassade geht auf Mies van der Rohes 1923 entworfenen Bürohaus zurück, wobei an der RUB die plastisch vorgehängte „Balkonstruktur“ mit der Rückwand verknüpft wird, wie dies in der vitruvianischen Ordnungsarchitektur durch Säulen und Rücklagen üblich war. Diese strukturelle Auffassung von Fassade zeigt sich auch in der Vertikalen bei den nach außen tretenden Betonpfeilern: ihnen lagern genutete Träger auf, deren Falz sich in den Balkonarmierungen fortsetzt. Es entsteht eine einfache, doch durchdachte und bis in die Ferne wirkende Gestaltung des Baukörpers. Ihre wichtigste Eigenschaft: die im Inneren stattfindende Betriebsamkeit feingliedrig nach außen zu übersetzen.

Autorin: Cornelia Jöchner

Verehrt, vergessen, verloren? Gescheiterte Multifunktionalität

Im Parkhaus: das Problem der Übersichtlichkeit

Im „zentralen Verkehrsbauwerk“ (O-Ton der Bauzeit) sind die simpelsten Aufgaben, die eine Universität zu bewältigen hat, untergebracht: die Anlieferung wird hier zunächst gesammelt und dann zu den einzelnen Abteilungen und Gebäuden geleitet. Die verschiedenen Nutzer kommen hier, im zentralen Punkt des Geländes, an und entscheiden, welcher Parkbereich für ihr Ziel geeignet ist. Allerdings bereitet das Zurechtfinden in der verschachtelten Parkanlage Schwierigkeiten. Beschilderung und Farbsystem bieten nur primäre Orientierung und insbesondere fremde Nutzer*innen müssen sich auf Schilder und leitende Fahrbahnen verlassen. Zwar erleichtert das Einbahnstraßenprinzip im Umfahren des gesamten Baus den Verkehrsfluss, es ist jedoch sehr unflexibel und verwehrt die Möglichkeit, in andere Parkbereiche zurückzufahren.

Abb. 1



Die Frage nach Parkfläche

Der „zentrale Verkehrsbau“ scheitert darin, alle Funktionen, die er vereint, gleichermaßen benutzerfreundlich zu bedienen. Stabilitätsstiftung und Sicherheitsvorgaben (Brandschutz, Fluchtwege etc.) sind die Voraussetzungen, nach welchen sich die Organisation von Lieferverkehr und Nutzern der Garage richtet. Zudem muss die Auslastung, die seit der Gründerzeit deutlich

gestiegen ist, stets mitbedacht sowie die sinnvolle Verbindung zum Campus bewahrt werden. Besonders der ruhende Verkehr büßt unter diesen Bedingungen viel Parkfläche ein, indem Stützpfeiler einzelne Parktaschen und Durchfahrten blockieren.

Ein Unort?

Das Parkhaus als Umschlagplatz für das universitäre Leben präsentiert sich auch zum übrigen Campus durch eine offene Gestaltung der Fassade, die die massiven Pfeiler offenbart und den Verkehr nach außen transparent macht. Diese Durchsicht verdeutlicht die elementare Bedeutung, die der Bau hatte, und noch immer besitzt. Im Parkhaus bestimmen eher Dunkelheit, Neonlicht und Nässe das Bild. Das Konzept des Sichtbetons wird unter Schichten von Plakaten unsichtbar und durch nachträglich gebaute, gläserne Dächer über den Treppenausgängen auf dem Forum, zum Schutz vor Wasser und Schnee, aufgelöst. Die Folgen der Multifunktion und Planungsmissstände sind deutlich. Aufgrund von Materialschäden ist ein großer Teil der Parkfläche einsturzgefährdet und unbenutzbar, provisorische Stahlträger stützen das Forum. Die ursprünglich glänzende Idee von vorbereitender Organisation für den gesamten Campus ist durch die rapide Zunahme der Nutzer*innen und die unterschiedlichen Ansprüche, die dieser Bau erfüllen muss, diskreditiert.

Autorin: Jasmin Gierling

Abb. 2



Abb. 1: Westlicher Einblick in das Zentrale Parkhaus, Stand 2015

Abb. 2: Materialschäden und Stahlträger, Stand 2019

Verehrt, vergessen, verloren? Gescheiterte Multifunktionalität

Im Außenraum

Betrachtet man die Grünanlagen der RUB heute, so stellt man mit Schrecken fest, dass ihnen leider nicht die Pflege zuteilwird, die sie benötigen. Das Querforum West ist gegenüber dem Querforum Ost weniger geschädigt, was dem Landschaftsarchitekten Penker zu verdanken ist, da schon bei der Planung Rücksicht auf Pflege genommen wurde: Bäume brauchen weniger Pflege als angelegte Beete.

Abb. 3



So erscheint das „Buchenwäldchen“ am westlichen Ende des Querforums West heute wie ein ausgewachsener Buchenwald, in dem Sitzgelegenheiten integriert sind, die auch heute noch Zulauf finden. Auch die grüne Wiese vor dem GA-Gebäude ist pflegeleicht angelegt worden, da dort lediglich der Rasen gemäht werden muss. Nichtsdestoweniger ist das Querforum West eine grüne Oase mit vielen Erholungsmöglichkeiten.

Das Querforum Ost dagegen verkommt an allen Ecken und Enden, denn dort ist es mit ein bisschen Grünpflege leider nicht getan. Hier geht es um Instandsetzung und Wiederaufbereitung der Wasserelemente. Ein erster Versuch, die trocken gelegte Wasseranlage wieder ansehnlicher zu gestalten, ist bei dem Wasserbecken mit Insel direkt hinter dem HZO zu erkennen. Das einstige Wasser-

becken wurde mit sandfarbenen Kieselsteinen aufgefüllt. Man hätte hier vielleicht blau eingefärbte Kiesel verwenden können, um so wenigstens die Vorstellung von Wasser zu imaginieren. Der schlimmste Anblick eröffnet sich jedoch ein paar Meter weiter, bei der Wasserfallanlage. Es ist nicht nur bedauerlich, dass der Betrieb der Wasseranlage eingestellt wurde, sondern auch der Anblick der vielen Überwucherungen des Wasserlaufs, der von liegengeliebenem Laub und Müll verstopft ist und der Anlage jegliche frühere Anziehungskraft nimmt, mutet traurig an. Das Wasserbecken, in dem der Wasserlauf endet, ist mittlerweile so stark mit Schilf überwuchert, dass nur noch die Hälfte der Wasserfläche zu erkennen ist.

Es lässt sich also feststellen, dass, je weiter man in den Osten der RUB vordringt, sich die Lage der Grünflächen zunehmend verschlechtert. Ein Grund dafür mag der hohe Kostenfaktor sein, der mit der Wiederinstandsetzung einhergeht. Ein weiterer das nicht vorhandene Parkpflegewerk mit Pflegeplänen, das die Grünpflege regelt. Resümee: So kann es nicht weitergehen!

Die angehängte Fotostrecke „Fotostrecke. Die ursprüngliche Konzeption der Außenanlagen und das heutige Erscheinungsbild - ein Vergleich“ zeigt die drastischen Veränderungen der Grünanlagen der beiden Querforen, wobei manche Bereiche schlimmere Ausmaße zeigen als andere.

Autoren: Laura Kryś & Jan Willuweit

Abb. 4



Abb. 3: Wasserbecken im Querforum Ost, Stand 1972
Abb. 4: Wasserbecken im Querforum Ost, Stand 2019

Fotostrecke. Die ursprüngliche Konzeption der Außenanlagen und das heutige Erscheinungsbild - ein Vergleich



Abb. 1: Querforum Ost, Wasserbecken mit Insel, dreiseitig von Sitzstufe eingefasst, Stand 1973



Abb. 2: Querforum Ost, Stand 2019

Im Laufe der Projektarbeit traten Unterschiede zwischen dem ursprünglichen Konzept der Architektur der Ruhr-Universität und dem heutigen Erscheinungsbild immer klarer zutage. Insbesondere die Außenanlagen der RUB, von dem Landschaftsarchitekten Penker sorgfältig auf bestimmte Orte und Blickbeziehungen hin konzipiert, sind häufig nicht mehr oder nur mehr teilweise erlebbar. Wer weiß noch, dass die graphisch wirkende Plastik des Bachlaufes auf dem Querforum Ost einmal spiegelnde Oberflächen und lebendiges Fließen bot? Das umgebende Schilf wuchert längst in Wege und Rasenflächen, die Bäume und Büsche im Querforum West entsprechen schon lange nicht mehr dem ursprünglichen Maß. Die Studierenden wollten, durch Covid-19 unterbrochen, den Bachlauf in Eigenregie säubern. Dies kann hoffentlich bald erfolgen, wäre aber nur ein erster Schritt, um die Qualität der Architektur und ihrer Details wieder erlebbar zu machen. Insgesamt bedürfte es eines Parkpflegewerks, das die notwendigen Einschnitte in das Grün der Außenanlagen nachvollziehbar begründet. So versteht sich die folgende Fotostrecke als Aufruf an alle Akteure der RUB, hier tätig zu werden.

Cornelia Jöchner

Fotostrecke. Die ursprüngliche Konzeption der Außenanlagen und das heutige Erscheinungsbild - ein Vergleich



Abb. 3: Querforum Ost, Blick von Westen, Stand 1971



Abb. 4: Querforum Ost, Stand 2019



Abb. 5: Querforum Ost, Blick von Westen auf Bachlauf und See, Stand 1971



Abb. 6: Querforum Ost, Blick von Westen auf den Bachlauf, Stand 2019

Fotostrecke. Die ursprüngliche Konzeption der Außenanlagen und das heutige Erscheinungsbild - ein Vergleich



Abb. 7: Querforum Ost, stilisierter Gebirgsbach, Stand 1972



Abb. 8: Querforum Ost, Blick auf den stilisierten Gebirgsbach, Stand 2019

Fotostrecke. Die ursprüngliche Konzeption der Außenanlagen und das heutige Erscheinungsbild - ein Vergleich



Abb. 9: Querforum Ost, Blick von Nordosten auf Wasserfall und Bachlauf, Stand ca. 1975



Abb. 10: Querforum Ost, Blick von Nordosten auf den Bachlauf, Stand 2019

Fotostrecke. Die ursprüngliche Konzeption der Außenanlagen und das heutige Erscheinungsbild - ein Vergleich



Abb. 11: Querforum West, Blick von Südwesten auf das modellierte Gelände, Stand 1981



Abb. 12: Querforum West, Blick von Südwesten, Stand 2019



Abb. 13: Querforum Ost, Wasserbecken mit Brücke am Ende der Wasserachse, Stand 1972



Abb. 14: Querforum Ost, Blick auf das Wasserbecken, Stand 2019

Fotostrecke. Die ursprüngliche Konzeption der Außenanlagen und das heutige Erscheinungsbild - ein Vergleich



Abb. 15: Querforum West, Blick von Südwesten auf das modellierte Gelände, Stand 1981



Abb. 16: Querforum West, Blick von Südwesten, Stand 2019



Abb. 17: Querforum West, Blick von Südwesten entlang der G-Gebäude, Stand 1981



Abb. 18: Querforum West, Blick von Südwesten entlang der G-Gebäude, Stand 2019

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

„Das Universitätsleben, wie man sich das früher vorgestellt hat, gab es nicht.“ (Eller)

Eine wichtige Frage, die sich beim Lesen dieses Zitats auftut, ist die nach der vorgesehenen und der tatsächlichen Nutzung des Campus der Ruhr-Universität. Die Ausstellung befasst sich mit unterschiedlichen Aspekten unserer Alma Mater, aus denen die vorgesehene Nutzung ablesbar wird. An diesen Stand anknüpfend, wurden Interviews mit Studierenden aus der Gründungszeit sowie von heute geführt, um der Frage nach der tatsächlichen Nutzung des Campus nachzugehen.

Immer mit dem Bewusstsein, dass der Campus fortwährend Veränderungen unterlag. Die ursprüngliche Mensa, Kegelbahn, Bierschwemme oder der Pavillon auf dem Querforum Ost sind nur einige der „vergessenen“ oder „verlorenen“ Möglichkeiten zur Gestaltung des studentischen Lebens. Bei den unzähligen Studierenden, die ihre Zeit an der RUB verbrachten, ist es kaum möglich, repräsentativ und umfassend alle Aspekte abzudecken. Dennoch sollen die Interviews, Dokumente und Fotografien einen Eindruck vermitteln, wie studentisches Leben ausgehen hat und aussieht – wenngleich beispielsweise studentisches Engagement in hochschulpolitischen Listen, Fachschaftsräten oder dem AstA sowie kreative Verwirklichung am Musischen Zentrum an dieser Stelle leider außen vor bleibt. Ist

das studentische Leben nicht „brutal schön“? Eine Beantwortung dieser Frage kann und will diese Ausstellung nicht liefern. Dennoch bietet sie hoffentlich genug Anreiz zur Reflexion der eigenen – zurückliegenden, aktuellen oder kommenden – Studienjahre in Bochum und letztendlich einer individuellen Antwort.

Die Interviews

Prof. Dr. Franzjörg Baumgart

Geschichte, Pädagogik und Philosophie

ab WS 1965/66

• Woher kamen Sie bzw. wie sind Sie angereist?

Ich bin zwar ein Kind des Ruhrgebiets, komme aber aus den süddeutschen Traditions-Universitäten und hab' dann mit dem ersten Monat im ersten Studentenwohnheim an der Laerholzstraße gewohnt.

• Das wurde auch schon 1965 eröffnet?

Mit dem Wintersemester war ich der erste, der dieses Zimmer bezog, ja.

• Wie sah der Alltag an der Uni für Sie aus?

Na gut, das mag jetzt vielleicht mit meinen Versäumnissen, vor allen Dingen in Tübingen, zusammenhängen, dass ich zum ersten Mal in meinem Leben richtig gearbeitet habe. Ich habe mich an der Universität aufgehalten und war selbstverständlich Stammgast bei den Historikern in der Bibliothek, die war jeden Tag bis 22 Uhr geöffnet. Ich hatte noch nie ein Hauptseminar gemacht, und für mich war das eine entscheidende Frage und ich habe mich unheimlich da reingehängt. Wie viele andere waren die Studenten, glaube ich, generell sehr fleißige Studenten, die dieses Wagnis gemacht haben: Die wollten auch in der Tat im Sinne des Studiums einen Neuanfang haben. Deshalb war es auch im starken Maße in den ersten Semestern eine Arbeitsuniversität. Also ich weiß, ich bin immer - weil sie für mich wichtig war, diese erste Hürde -, eigentlich gab es nämlich Zwischenprüfungen, aber das war alles noch nicht eingerichtet, und da hat dann der Hochschullehrer gesagt: „Kommen Sie ins Hauptseminar, und wenn das gut geht, dann ist das mit der Zwischenprüfung erledigt.“ Da ich so die Angst davor hatte, habe ich das dann so betrieben, dass da das Ergebnis nun wirklich sehr gut war. Insofern habe ich häufig um 19 Uhr die Uni verlassen und da drüben, wo jetzt das Uni-Center ist, gab es die Kneipe, und da hat man noch seine ein, zwei Bier getrunken, und dann ist man in das Studenten-

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

wohnheim gegangen. Das war der Arbeitstag; eigentlich fast wie ein Ruhrgebietsmalocher. Das muss ich zugeben, habe ich dann nicht konsequent durchgehalten, aber das war für mich der Beginn, und das war die Chance, die ich genutzt habe.

• Haben Sie damals Freizeit- oder Erholungsangebote genutzt?
Gab es damals schon so was?

Nein, also keine organisierten. Ich weiß, dass ich dann zum ersten Mal im Bochumer Theater war, und ich weiß noch - das können Sie sich ja gar nicht mehr vorstellen - es gab nicht die Hustadt, es gab nicht das Uni-Center. Aber es gab Wanderwege, zum Beispiel der Ruhrtal-Höhenwanderweg, der führte hier durch Querenburg. Querenburg war der historische Ausflugsort für die Bochumer, und es war eine Idylle. Da, wo die Fachhochschule jetzt ist, da war ja die erste Mensa, so eine Behelfsmensa. Und ich guckte da an einem Nachmittag, als ich dort war, raus, und da war ein Rudel Rehe auf der Wiese – das ist ja heute unvorstellbar. Es war eine bäuerliche Idylle. Ich bin am Wochenende - da habe ich Besuch von der Freundin gekriegt - und wir sind gewandert. Also das, was jetzt an jedem Wochenende an Aktivitäten angeboten wird, und auch wenn man die Stadt einbezieht, ist das ja unglaublich. Also nein, das gab es nicht und hat man nicht wahrgenommen. Die Stadt war eben infrastrukturell noch nicht gut angebunden. Ich wüsste gar nicht, dass ich irgendwann mal abends

oder nachts aus Bochum wieder zurückgekommen wäre. Es war Querenburg, es war die Universität, also insofern: mangels Gelegenheit war es in der Tat eine Campus-Universität, in den ersten Jahren bis in die 70er Jahre hinein.

• Hätten Sie sich damals denn schon Angebote gewünscht?

Habe ich nicht, aber das können Sie ja auf dem Hintergrund dessen, was ich bisher erzählt habe, erschließen. Es gab dann die ersten, aber ich weiß nicht, das könnte schon Ende der 60er gewesen sein. Da gab es dann das Oblomow in der Innenstadt, das war so eine Art Studentenkeiße, wenn man Musik haben wollte. Aber ich hatte da kein Bedürfnis, weil ich Torschlusspanik hatte. Also, dass das ein großes Bedürfnis gewesen wäre, nein. Die ersten bezeichnenden Aktionen in der Konstitutionsphase, wo es dann zum ersten Mal einen Asta gab, waren zum Beispiel diese Rote-Punkt-Aktion, wo von bestimmten Stellen aus die Studierenden dann per Anhalter mitgenommen werden sollten. Das hat der Roland Ermrich glaube ich damals organisiert. Es ging eigentlich eher um die Verbesserung der Anbindung. Aber vielleicht war ich auch hinter der Zeit zurückgeblieben. Ich hatte nicht den Eindruck, dass das ein drängendes Problem war. Es waren eher die direkten Probleme, die die Organisation des Studiums angingen. Die Bibliotheken und alleine die Tatsache, dass jede Bibliothek eine andere Signatur hatte. Also insofern war Arbeitsuniversität – wenn das ein richtiges Etikett ist – sogleich die Antwort. Nach ein bis zwei Semestern gab es solche eher studentischen Aktivitäten in Staatlichen Studentenwohnheimen und so weiter, dass man dort mal mit Musik und mit Tanz und vor allen Dingen Trinken, ein bisschen Abwechslung hatte. Aber der Ruf nach einem Kulturprogramm, daran habe ich keine Erinnerungen. Man kann sicher davon ausgehen, dass mehr als die Hälfte täglich gependelt ist. Insofern gab es ja sowieso nur ein relativ kleines Potential von feierwütigen Studierenden. Das war also nicht das Problem - wenn man dann also Leute kennengelernt hat, hat man sich bei denen am Studentenzimmer getroffen, und hat einen getrunken. Das kulturelle Angebot, auch wenn man heute an das Bermudadreieck und was es an Angeboten gibt, denkt, nein, das gab es nicht. Und ich habe es nicht vermisst, und ich erinnere mich auch nicht, dass darüber geklagt wurde. Das galt dann auch in den ersten Beschreibungen: die Beton-Uni ist gleich Arbeit-Uni. Das hat also in informellen kleinen Gruppen stattgefunden, das Studentenleben.

• Kannten Sie den Pavillon vor den G-Gebäuden / die Bierschwemme oder die Kegelbahn?

Also die G-Gebäude gab es ja noch gar nicht. Jetzt weiß ich nicht, was Sie mit „Pavillon“ meinen.

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

• Die Schirmbar in dem Rondell?

Nein, das war nicht mehr relevant für mich, da war ich lange akademischer Rat oder Direktor. Das habe ich noch mitbekommen und habe das auch begrüßt, dass es solche Angebote gab. Aber das hatte mit dieser frühen Phase dann kaum noch etwas zu tun.

Nein, in diesem Pavillon war ich, glaube ich, noch nie damals.

• Aber die Bierschwemme und die Kegelbahn, das war ja Anfang der 70er Jahre, haben Sie das vielleicht noch mitbekommen?

Die Kegelbahn, da erinnere ich mich nicht, dass es die hier gegeben hat. Und da sind Sie sicher?

• Das war in der Mensa II.

Doch jetzt, erinnere ich mich ganz dunkel an die Bierschwemme. Das war so eine mit Holz vertäfelte Kneipe. Sie haben jetzt jemanden vor sich, der so früh da war, dass - als diese ersten Angebote kamen - musste der sich wissenschaftlich qualifizieren und hat dann auch seinen Schwerpunkt schon gehabt. Also, das war dann für die Studierenden, die in den 70er Jahren gekommen sind. Und da war ich in der Endphase meiner Promotion, sodass ich das gar nicht mehr so richtig mitgekriegt habe.

• Was haben Sie damals in Ihren Freistunden gemacht?

Wenn ich an meine frühen Jahre zu-

rückdenke, dann waren es informelle Treffen. Nicht zuletzt über die Leute, die man so aus den ersten Semestern sehr gut durch Fachschaftsarbeit kannte. Also für heutige Fachschaften unvorstellbar, dass da für Fachschaftsbeschlüsse zwanzig Prozent der eingeschriebenen Studenten anwesend sein mussten. Und ich erinnere mich an die erste Asta-Wahl mit einer Beteiligung von sechsfünfzig Prozent. Das heißt also, die Fachschaften und der Asta waren im starken Maße auch ein Kristallisationspunkt für solche informellen Gruppen. In starkem Maße ist es von unten gewachsen und hat nicht einen organisierten Charakter gehabt, sondern das hat sich zusammengefunden, und man verstand sich mit bestimmten Leuten gut und hat was mit denen unternommen.

• Wo sind Sie denn damals Essen gegangen?

In der Mensa. Da musste man von dem alten Gebäude IA quasi einen Trampelpfad lang, der ging an Schrebergärten vorbei, da wo jetzt die gesamte I-Reihe ist. Da ging man - und der war nicht befestigt - zur Mensa rüber. Viele Hochschullehrer und vor allen Dingen mein Chef war das, der also tatsächlich in Stiefeln hier, wenn es geregnet hat, aufgetaucht ist, weil es eine Großbaustelle war. Und selbst der Weg zur Mensa war einer, wo grobes Schuhwerk eigentlich angebracht war. Das war das Normale, man ging zur Mensa. Das war die damalige Mensa.

• Würden Sie denn sagen, dass die Mensa sehr viele Leute sehr schnell verpflegen musste und dass man das als Gast dann gespürt hat?

Also, ich hatte wirklich nur den Vergleich von Tübingen und Erlangen. Selbst bei der Mensa war es so - es gilt wieder nur für die ersten Jahre -, dass man dort Platz hatte und nicht um Essensplätze kämpfen musste, und das war auch schon wieder eine neue Erfahrung. Das gleiche gilt für die Bibliotheken: in Tübingen, wenn man nicht sehr früh da war, bekam man in der Bibliothek keinen Platz. Es gab nicht diese Überfüllungs-Probleme. Die Überfüllungs-Probleme der Ruhr-Universität sind mit diesem dramatischen Anstieg der Studentenzahlen in den 70er Jahren erst verbunden und das, was mich geprägt hat, ist eben der gegenteilige Eindruck: dass die Betreuungsrelation, Hochschule, Lehrer Studierende, das Angebot der Bibliotheken, die Chancen - und das ist auch durchaus ein wichtiger Faktor -, eine studentische Hilfskraft zu werden, viel größer als in den traditionellen Universitäten waren. Und bei der Mensa, habe ich nur in Erinnerung, dass ich die besser fand und vor allen Dingen weniger überfüllt, als das in Tübingen oder Erlangen der Fall war.

• Die nächste Frage ist: Wo war Ihr Lieblingsort an der Uni?

Zwischen Pflicht und Neigung weiß ich jetzt nicht zu unterscheiden. Ich weiß nur, wo ich am meisten war, und das war eindeutig die Bibliothek der Historiker. Und dann

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

waren es zwei Kneipen, die es nicht mehr gibt. Das war dann sozusagen die Entspannung. In diesen Kneipen gab es dann zum Beispiel einen Jura-Stammtisch etc. Damals kannte ich jedenfalls die Hälfte aller Studenten vom Sehen. Die, die nicht nach Hause gefahren sind. Und die Seminare waren aus heutiger Perspektive – ich weiß nicht, wie das bei einem attraktivem Thema bei den Kunsthistorikern heute ist, wie viele Leute dann in einem Seminar sind. Also zum Lieblingsort. Es gab einfach nur diese zentralen Bezugspunkte, das eine war die Arbeit und das andere war: entweder man ging in die Kneipe, oder man traf Leute im Studentenwohnheim. Da gab es auch eine Kneipe, selbstverständlich. Also, es war sehr minimalistisch, was das Vergnügungsangebot anging. Dann haben die Fachschaften immer mal ein Sommerfest und ein Winterfest gemacht, wo dann alle Hochschullehrer auch dabei waren.

• Die nächste Frage ist, das haben Sie ja bereits angedeutet, ob Sie persönlich politisch engagiert waren?

Das kann man ganz sicher sagen, ja, also ich bin politisiert worden. Es begann 1967, nach meinen Erinnerungen gab es die ersten Veranstaltungen gegen die Notstandsgesetze. Und dann, ganz wichtig, das war die erste große Demonstration, an die ich mich erinnere: Einmarsch der Ostblocktruppen in der Tschechoslowakei, wo auch Historiker, damals der Osteuropa-Historiker Roos gesprochen hat. Und dann natürlich selbstverständlich

war auch das Dutschke-Attentat, für Bochum ein Mobilisierungsschub. Aber vor allen Dingen die Notstandsgesetze, da erinnere ich mich an eine große Demonstration, wo dann zum ersten Mal auch Arbeiter der Bochumer Stahlwerke mit den Studenten aufgetreten sind. Wenn man selbst aus kleinbürgerlich-konservativen Milieus stammt, dann ist diese Zeit von zentraler Bedeutung. Also nicht nur für mich, sondern für viele andere sicherlich auch. Obwohl, man darf jetzt nicht auf einmal denken, dass alle Studenten politisiert waren, oder sich politisch engagiert haben. Das war immer eine Minderheit.

• Der Campus der Ruhr-Universität war ja ursprünglich geplant, als ein Ort, an dem das studentische Leben stattfinden sollte. Nun hat der Architekt Fritz Eller, der die RUB mitgeplant hat, im Nachhinein in einem Interview gesagt: „Das Universitätsleben, wie man sich das früher vorgestellt hat, gab es nicht [...] Es gab keine Kneipen, wo man mal ein Bier trinken gehen kann und so weiter.“ Würden Sie dem zustimmen?

Nein, nach dem was ich gesagt habe, ist das eine überzogene Auskunft. Wenn man das mit amerikanischen Campus-Universitäten vergleicht, ja. Amerikanische Campus-Universitäten sind mit einem Kranz von entsprechenden Studentenhäusern umgeben und mit einer Unzahl von Studentenvereinigungen, da ist man selbstverständlich als College-Student in irgendeiner der Verbindungen. Dieses ist in Bochum, bis auf diese eine Ausnahme – also diese eine Burschenschaft – nicht passiert. Nur in dieser Hinsicht hat er recht. Aber wenn man gerne ein Bier trinkt, findet man auch den Ort, wo man das kann. Das gab es von Anfang an und da gab es durchaus auch Kontakt mit der eingeborenen Bevölkerung. Also das stimmt deshalb nicht.

• Es gibt ja auch viele, die behauptet haben, dass sich die RUB zu einer Pendler-Uni entwickelt hat. Und dass die Leute nur kommen, um ihre Seminare abzuhören und dann wieder nach Hause zu fahren...

Ja, das stimmt in der Formulierung „entwickelt hat“ nicht, sondern es war von Anfang an so, und ich würde fast vermuten, dass am Anfang der Anteil der Pendler sogar noch höher war, als heute.

• Nun zur letzten Frage: Sie haben ja bereits erwähnt, dass Sie in Erlangen und Tübingen waren...

Ich kann ja gestehen, dass ich in einer nicht-farbentragenden und nicht-schlagenden Verbindung in Tübingen war, wo man auf dem Verbindungshaus permanent irgendwas hatte oder so was. Und genau das hätte mir fast das Genick gebrochen, und ich habe das in Bochum nicht vermisst. Aber vielleicht deshalb, weil ich davon genug

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

vorher hatte. Und das andere, dieser intensive und auch persönliche Austausch mit Hochschullehrern, dass das nicht irgendwo Säulenheilige waren, das war für mich eine Befreiung gegenüber diesem Scheiß von Tübingen, Im Nachhinein, so schön es war. Das ist alte Burschenherrlichkeit, und das ist gut, dass sich das in Bochum nie entwickelt hat.

• Was mich jetzt persönlich interessiert: gab es viele Frauen, die sich damals hier eingeschrieben haben?

In unserer Fachschaft waren zwei Frauen von vielleicht einem Dutzend Aktivisten. Und heute sind es ja bei den Erziehungswissenschaftlern, wie bei den Kunsthistorikerinnen etwa 80 Prozent. Ich glaube, dass damals der Anteil der männlichen Studierenden auch in diesen beiden Fächern größer war, als der Anteil der Mädchen und Frauen, die sich eingeschrieben haben. Das ist eine Entwicklung, die sich erst in den 80er Jahren durchgesetzt hat.

Carl-D. A. Lewerenz,
Rechtswissenschaften

• Woher kommen Sie? Und wie sind Sie damals angereist?

Ich komme ursprünglich aus Hamburg. Also, mich hat dieses Element der Reform-Universität, das hat mich angezogen. Und natürlich weg von Zuhause, ne. Also Hamburg, das ist mir

schon schwergefallen, diese Entscheidung, aber ich hab's letzten Endes nicht bereut. Und ich erinnere mich noch: da hielt der Zug, und dann stand da Bochum, aber da stand auch noch was Komisches dahinter, Langendreer nämlich. Ich wusste nicht, ob ich da aussteigen sollte oder nicht, ne. Dass es in Bochum einen Hauptbahnhof gibt wie in Hamburg, das hätte ich nicht gedacht. Und dann mit dem Bus nach Querenburg. Die Unistraße war noch nicht fertig, geplant schon, ja. Aber mit dem Bus durch die Steinkuhlstraße, unter der NS 7 durch. NS 7 sagt Ihnen das etwas?

• Nee, NS 7 sagt mir nichts.

Früher hieß die NS 7. Jetzt heißt sie A 558. Also ging noch nicht ganz durch, ne klar. Aber dieses Teilstück, das war schon fertig und da musste man also ganz kompliziert also nach Querenburg kommen, ne. Es war also wirklich ein kleiner Ausflug nach Querenburg. Und da sah ich dann die Universität, ne. Wo allerdings nur zwei Gebäude: IA und IB. Und IB, also Ingenieur an und für sich, IB war dann also für die Juristen vorbehalten. Und ich habe aber sehr viel mit IA zu tun gehabt, weil die Juristen, die haben mir alle nicht gefallen. Also naja, ich bin da auch ein bisschen ausgefallen. Aber in IA da waren die Romanisten, die Psychologen, Germanisten. Das fand ich eigentlich noch interessant. Es war irgendwie beweglicher, für mein Empfinden.

• Aber der Studiengang hat Ihnen dann schon gefallen oder lag's eher wirklich an den Leuten?

Ach, wissen Sie, ich habe eigentlich das alles so ein bisschen nebenher gemacht. Ich war viel auf Schrottplätzen, weil ich ein altes Auto hatte und da habe ich viel gelernt. Um 8 Uhr fingen manche Vorlesungen an. Und das habe ich dann oft nicht geschafft, weil der Abend dann doch länger geworden ist.

• Darf ich fragen, wo Sie zu dem Zeitpunkt gewohnt haben?

Ich hatte eine Abneigung gegen Heime, weil ich vorher im Internat war. Und allein diese Gebäudesituation hat mir überhaupt nicht gefallen, obwohl das natürlich rational überhaupt nichts damit zu tun hatte. Aber ich habe im Privatzimmer in Witten-Heven gewohnt. Das war etwas eng und etwas isoliert. Dann hatte ich noch ein anderes Zimmer, weil das da dann nicht mehr gut war, und dann schließlich bin ich in eine WG gezogen. Und das hat dann auch so eine 10, 20 Jahre WG-Karriere nach sich gezogen. Nicht immer in derselben. Jura-Examen habe ich auch irgendwann gemacht, ja. Da habe ich mich regelrecht verkleidet, ne. Also ich hatte auch so ,ne ähnliche Brille wie Ihre. Das ist zu alternativ, ne. Also habe ich mir eine Hornbrille aufgesetzt, ne. Und den jungen, interessierten, hoffnungsvollen Kollegen da spielen. Und das hat auch geklappt, ne.

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

• Wie sah denn ihr Alltag an einem Tag an der RUB aus?

Also um 8 war ich nicht so oft da. Aber die Vorlesungen oder die Seminare später, die so um 10 Uhr anfangen, die fand ich dann, also, akzeptabel. Also zuerst war das in den Vorlesungen schwierig für mich – für die anderen auch –, weil das relativ abstrakt war. Und das hing dann also von den Professoren ab. Ich erinnere mich da an Friedrich Wilhelm Bosch, der so ein väterlicher Typ war. Aber wie ich später dann mitgekriegt habe...also ein krasser Rechter, ne. Aber da musste man ja erst mal Kriterien entwickeln. Wo fühlt man sich angezogen und wo eher abgestoßen. Typischer Tag, ja. Also wir haben dann gesagt, scherzhafter Weise, so eine kleine Gruppe: Also einen Schein haben wir sicher. Nämlich den großen Mensa-Schein. Also wenn man dann in der Mittagspause da hängengeblieben ist und sicherlich also auch durchaus vernünftig diskutiert, ob man sich weiterentwickelt, ne. Klar, Kriterien entwickelt. Und nachmittags: hin und wieder war da noch was. Also Sie sehen, ne, das war alles äußerst locker. Ich denke, viele haben das also viel verantwortungsvoller organisiert als ich.

• Ja, wenn Sie gerade von der Mensa sprechen. Würden Sie sagen, dass es da deutliche sowohl Verhaltensänderungen als auch Betriebsveränderungen gegeben hat? Und wenn ja, woran würden Sie das festmachen?

Also, ich erinnere mich, dass ich die Menschen, die mir da nicht bekannt waren, obwohl zum Anfang waren das nur ungefähr tausend Leute, ne. Ich weiß noch, meine Matrikelnummer war 11690, ne, weiß ich noch. Ich erinnere mich, dass ich dann irgendwann mit anderen zusammen mal die Menschen, die da so kamen und gingen ein bisschen genauer angesehen habe und wir sind zu dem Ergebnis gekommen. Sehr viele kranke Menschen dabei. Ich erinnere mich noch genau, dass wir zu dem Schluss gekommen sind. Die also nicht glücklich waren und irgendwie in sich gekehrt, offenbar nicht zufrieden mit ihrer Lebenssituation. Also, ich habe ja gesagt, dass ich also dann doch viel mit Menschen aus Studierenden aus dem Gebäude IA Kontakte hatte und da waren ja auch Psychologen dabei und in der Tat habe ich mich da angefreundet mit ein paar Psychologen und die haben dann immer gefragt, warum ich denn Jura studiere, ne. Und vor diesem Hintergrund haben wir auch eine gewisse Wachheit entwickelt für die Befindlichkeit von Menschen. Also, das war in der alten Mensa. Und, ob das so viel anders ist in der Neuen, kann ich nicht sagen.

• Also ich habe halt Zeitungsartikel gesehen, wo es immer darum ging, dass die alte Mensa mega überfüllt war. Und ich habe mich gefragt, ob die Studierenden damals die alte Mensa irgendwie wirklich so wahrgenommen haben, dass das alles „schnell, schnell, schnell“ gehen musste.

Ich glaube mehr unbewusst. Weil natürlich auch Leute dabei waren, die hatten einen viel wacheren Blick, weil sie vielleicht Architektur studiert haben oder so die Wechselwirkung auf die Psyche von den Leuten da untersucht haben. An sowas erinnere ich mich nicht.

• Erinnern Sie sich noch an den Weg, der quasi zwischen diesen beiden I-Gebäuden zu dieser – es gab ja so eine Art Übergangsforum – und zu diesem Übergangsforum habe ich jetzt nicht so richtig was finden können, was da eigentlich alles passiert ist. Das war total wirr.

Also zu meiner Zeit war das eine Liegewiese. Aber was ich unbedingt erzählen möchte ist, dass ich da mich mit zwei Kommilitonen angefreundet habe. Wir haben uns dann häufiger gesehen und dann immer per Sie. Ich war 20, die auch so in der Kehre, vielleicht ein bisschen jünger, ein bisschen älter. Und dann irgendwann haben wir gesagt: Also wir kennen uns jetzt schon so lange, dann können wir uns auch duzen. Ganz formell. Das hat sich Gott sei Dank so in der Studentenbewegung so völlig aufgelöst. Da ist eben das gemeinschaftliche Erleben, das gemeinschaftliche Betroffensein so in den Vordergrund gerückt, dass ein „Sie“ da einfach nicht mehr passte, ne. So interpretier ich das jedenfalls.

• Genau. Jetzt musste ich nämlich auch an ein Zitat denken von Fritz Eller, der gesagt hat: „Das Universitätsleben, wie man sich das früher vorgestellt hat,

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

gab es nicht [...] Es gab keine Kneipen, wo man mal ein Bier trinken gehen kann und so weiter.“

Das stimmt ja nicht. Die „Dicke Inge“ gab es und dann gab es „Clochard“ kam, glaube ich, erst später. Dann gab es den „Backofen“. Aber es kann sein, dass es ganz zum Anfang die noch nicht gab.

- Ich glaube tatsächlich, ihm geht's auch um diese Gesamtentwicklung, dass die Universität ja als so eine Art Stadt in der Stadt konzipiert war und dass das nicht funktioniert hat. Weil heute ist es ja schon tendenziell so, dass die Studierenden eher pendeln und eigentlich zur Uni nur schnell fahren für ihre Seminare oder ihre Vorlesungen und eigentlich ihre Zeit gar nicht so da verbringen. Das war damals auch so?

Ja. Ich weiß nicht, wie der Prozentsatz war. Ich würde sagen 40 Prozent. Die, die hier im Studentenheim wohnen oder hier privat untergekommen sind, das waren die Kneipengänger dann abends, ne. Wie ich das heute teilweise erlebe, wie der Arbeitsdruck da ist ... ich glaube, ich habe Glück gehabt.

- Haben Sie auch den Wechsel mitgekriegt von der Mensa I zur Mensa II? Die Mensa I stand ja dann teilweise leer oder wurde zwischen-genutzt.

Ja, Bücherei.

- Da habe ich auch unterschiedliche Sachen gelesen von studentischer Besetzung. Haben Sie davon etwas mitbekommen? Dass das irgendwie so eine Autowerkstatt eine Zeit lang gewesen sein soll, eine autonome.

Kann ja nicht. Das passt ja gebäudemäßig gar nicht.

- Ich konnte es mir auch nicht so richtig vorstellen, wie das funktioniert haben soll.

Nein, das kann ich ausschließen. Aber was ich dann zunehmend oft benutzt habe, war die Baracke 8. Von der Uni aus gesehen waren hinter dieser alten Mensa noch zwei oder drei Baracken. Die waren einmal für den ASTA oder Vorstand hieß es ja damals der Studentenschaft. Und ich hatte mich dann auch ein bisschen politisiert. Und schon war ich dann zum Mitglied des Ältestenrats gewählt worden vom Studentenparlament. Ältestenrat, das war nach der Satzung damals ein Vorprüfungsgremium. Wenn es Streit gab, was die Auslegung der Satzung anbelangt, dann war ja das Verwaltungsgericht Gelsenkirchen zuständig. Aber es gibt einen § 68 in der Verwaltungsgerichtsordnung, demzufolge ein Widerspruchsverfahren vorher absolviert werden muss. Und dafür waren wir dann zuständig.

- Also ging's ja politisch an der Uni schon heiß her, kann man sagen.

Also ja, wer das wollte. Dann kamen da auch ganz obskure Organisationen, wo dann gesagt wurde, das ist an und für sich vom Verfassungsschutz so eine Provokationsorganisation. Dann gab's auch hin und wieder so völlig unbegründete Verdächtigungen, dass man da für die Gegenseite spitzelt oder sowas, ne. Also das war teilweise schon übel. Waren viele Demos dann auch, ne.

- Hat die RUB damals bereits sowas wie Freizeit- und Erholungsangebote gehabt? Und haben Sie welche genutzt?

Ist mir nicht bewusst.

- Eine Frage wäre, weil Sie jetzt eigentlich meinten, Sie könnten sich an keine Freizeit und Erholungsangebote erinnern, hätten Sie sich damals etwas gewünscht? Und wenn ja, was wäre das gewesen?

Für mich war Politik das Entscheidende. Und Erholung, ja, wir sind mal nach Holland gefahren so für ein paar Tage, ne. Aber ansonsten...

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

• Also ich meine auch tatsächlich eher also innerhalb der Uni, sagen wir mal, zwischen Vorlesung und Seminaren. Was haben Sie so in Ihren Freistunden gemacht? Oder gab's keine Freistunden?

Doch, natürlich. In die Mensa gegangen und dann Leute getroffen. Und dann die Flugblätter – gab's ganz viele Flugblätter – und also das schön analysiert: Wem nützt es, und wem schadet es? Was für eine Richtung ist das?

• Wenn Sie den Wechsel mitbekommen haben auch zu der neuen Mensa, können Sie sich an die Bierschwemme und die Kegelbahn erinnern?

Nur an die Bierschwemme, aber Kegelbahn, das fand ich blöd. Also ich war immer sehr auf Erkenntnisgewinne, also genauer, ich war immer derjenige, der noch 'ne Frage hatte, ne. Also insgesamt wollte ich es so ein bisschen genauer wissen. Also eine Ebene weiter und das bringt einem natürlich auch Verstimmungen, das bringt einem keine Sympathien ein. Wenn man da an den Interessen von den Mitmenschen da vorbei fragt. Also Bierschwemme ja, und Kegelbahn... habe ich am Rande vielleicht es gibt sie, aber ich erinnere mich nicht konkret, nee.

• Aber die Bierschwemme haben Sie schon auch genutzt dann nach der Uni oder?

Also ganz selten.

• Aber wenn Sie sich daran erinnern, welche Klientel war da?

Vage erinnere ich mich, dass da so die Streber drin waren. Außerdem war das alles betoniert, ne. Und irgendwann ist ja auch Schluss. Dann mochte man das nicht mehr. Nicht bewusst wahrgenommen. Also das war nur in der Rückschau, nee, das war dann also auch unangenehm, diese Betonwände und so.

• Also so grundsätzlich meinen Sie an der Uni diese Betonwände überall?

Nee, speziell da. Also in diesem großen Raum von der neuen Mensa, völlig in Ordnung.

• Ich habe noch etwas gefunden nämlich zu diesem Umbau über die neue Mensa, die dann gebaut werden sollte. In einem Bericht des Staatshochbauamtes über die Vorplanungen. Und die hatten da gefordert: „Ein ungegliederter großer Saal mit langen Tischen. Gemütliche Ecken nicht erforderlich, da sowieso Massenbetrieb. Kurzer Aufenthalt der Studenten erwünscht, gute Reinigung erwünscht.“ Würden Sie das als die Aufgabe der Mensa betrachten?

Das ist gut nachvollziehbar. Es soll doch nicht einladend sein da sich in Ecken die Zeit zu vertreiben. Also ich bin da, was mein eigenes Verhalten anbelangt auch sehr kritisch, ne. Nur, wenn in der Nähe keine ähnlichen gemütlichen Ecken sind, also keine Cafés oder sowas, dann müsste vom AKAFÖ dann also auch entsprechende Angebote gemacht werden. Ob das nun unbedingt in der Mensa sein muss, dass finde ich eigentlich nicht.

• Also, das sehe ich auch gar nicht so. Meine Frage ist einfach nur so darauf abzielend, wie sie jetzt z. B. meinten, Sie haben die Mensa I ja schon so ein bisschen als einen Sozialraum genutzt, wenn Sie mit den Leuten da länger saßen.

Haben wir damals gemacht, aber da waren die Verhältnisse auch ganz anders. Da war der Leistungsdruck doch deutlich geringer.

• Wenn Sie aus Hamburg kommen, Sie meinten eben, Sie haben sich bewusst für eine Reform-Uni entschieden. Was war das, was Sie da besonders gereizt hat?

Ja, erstmal die andere Struktur. Es gab ja keine Fakultäten, sondern Abteilungen. Und dann als zweites die zahlenmäßigen Verhältnisse zwischen Professor und Studenten, da sehr günstig zu sein schienen. Aber nicht in den Massenfächern, Jura und so. Das wusste ich dann erst später. Also, das hat sich dann nicht bewahrheitet.

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

Dr. rer. medic. Hans-Jörg Lütgerhorst
Psychologie

ab SS 1966 bis 1974

Wann ich begonnen habe? 1966, das war das zweite Semester, als erstes nach dem sogenannten Ur-Semester 1965/66. Im Sommersemester 66 habe ich mich eingeschrieben und bis 1974 studiert, ich habe also ganz lange studiert - oder auch eigentlich nicht.

• Für welche Fächer haben Sie sich damals eingeschrieben?

Nur für die Psychologie, und es läuft hinaus auf, da habe ich gar nicht genau nachgezählt, so 17 bis 18 Semester.

• Woher kamen Sie bzw. wie sind Sie angereist?

Da hatte ich ein Zimmer in Witten und abwechselnd das Auto meiner Mutter oder ein Moped. Also, ich kam aus Oberhausen, bin in Duisburg geboren, aber in Oberhausen zur Schule gegangen. Deswegen bin ich häufig nach Oberhausen gefahren, aber meine Mutter hatte mir das Auto zur Verfügung gestellt, bis ich selbst eines hatte.

• Sie wussten aber von der Möglichkeit in einem Studentenwohnheim zu wohnen?

Sicher.

• Warum haben Sie das nicht gemacht?

Also das ist mir gar nicht mehr so sehr bewusst, ich glaube, ich hätte mich da zu sehr an die Usancen dort anpassen müssen. Ich hab' natürlich viele Kommilitonen gehabt, die im Studentenwohnheim gewohnt haben und das war zum Teil ganz schön, aber nicht so richtig mein Ding. Ich hatte mir ein Zimmer gemietet in Witten, und später habe ich auf einem Bauernhof jenseits vom Lottental gewohnt. Da können Sie heute von der Uni aus zum Lottental runter gucken, und auf der anderen Seite ist ein Bauernhof, da habe ich vier Jahre gewohnt. Und dann noch in einer Wohngemeinschaft oder Kommune.

• Wie sah so ein normaler Alltag bei Ihnen an der Uni aus?

(Lacht) Ja also, das was ich erinnere ist, es gab Vorlesungen und sehr früh auch schon Seminare. Wobei ich gar nicht mehr weiß, wann die Vorlesungen waren, ob vormittags und die Seminare dann nachmittags. Und den eigentlichen Unterschied zwischen Übung und Seminaren habe ich nie so richtig verstanden – heute sagt man ja Workshop. Und ich glaube man unterschied zwischen Übung und Seminar, weil in der Übung wirklich etwas geübt, oder eingeübt werden sollte. Aber diese Begriffe decken nicht immer das ab, was auch der Inhalt ist. Gegessen habe ich in der Mensa mittags. Und ich weiß nicht, es gab auch nicht an jedem Tag Lehrveranstaltungen. An manchen Tagen drei nacheinander oder vormittags welche, dann nachmittags und an anderen Tagen gar nichts.

• Da sind Sie dann trotzdem zur Uni gefahren wahrscheinlich?

Ich bin mit dem Auto gefahren, und später, als ich im Lottental wohnte, bin ich zum Teil zu Fuß gegangen, weil das ein bisschen kompliziert ist, es geht nicht geradeaus durch, man muss mehrfach im Zick-Zack gehen.

• Aber würden Sie dann sagen, dass es wie ein normaler Arbeitstag war, vom Umfang her?

Nein, das war weniger. Aber gut, wenn Sie die Vorbereitung - damals war ich noch fleißig - mit einrechnen... auch dann kein voller Arbeitstag, nein.

• Haben Sie damals Freizeit oder Erholungsangebote genutzt?

Ja, wir haben Fußball gespielt. Und ich war mit einer Kommilitonin zusammen - eigentlich nur wegen ihr - war ich auf so einem Reiterhof im Hammertal?, südlich von Witten. Und Kino, ganz viel Kino. Und damals gab es noch die, ich weiß gar nicht mehr wie das hieß, das studentische Kino, wo dann in bestimmten Abständen so alle 14 Tage ein guter Film gezeigt wurde. Aber auch die lokalen Kinos, später gab es das sogenannte Cinema im UniCenter, was leider geschlossen ist, was man heute als

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

Programmkino bezeichnen würde, also gehobene Filmklasse, nicht diese amerikanischen Scheiß-Schinken, die da laufen. Ja, ich habe im ersten Semester 1966, da war sone Aufbruchstimmung, Interesse und „Was gibt es neues?“ und: „Wie kann ich die Welt entdecken?“, und wir musste ja Zoologie machen als Nebenfach, und es gab für eine Expedition der Zoologen nicht genügend Zoologie-, oder Biologie-Studenten, so dass die Psychologen auch eingeladen worden. Und da haben wir eine Riesen-Expedition nach Süd-Sizilien gemacht mir Sauerstoffgerät, Zelten und sonstigem Tauchmaterial, und meine Aufgabe war, die Schnecken zu bestimmen, die da auf dem Meeresgrund sind. Ich hab' kein Tauchgerät benutzt, bin da selber 3-4 Meter getaucht, habe die Schnecken gesammelt und systematisiert. Das hat mir in der Prüfung aber nicht geholfen, da habe ich nur eine drei bekommen in der Zoologie-Prüfung (lacht). Also, das war schon eine Aufbruchstimmung; was Neues, die Welt entdecken, und bisher war die Welt relativ begrenzt gewesen in der Schulzeit :Gut, ich hab' schon mal auch als Jugendllicher alleine Tramp-Touren unternommen mit 17/18, ich frag' mich heute wie meine Mutter das zugelassen hat, aber ich hab' mich einfach durchgesetzt. Bis Finnland getrampt. Und dieser Abenteuergeist trieb mich auch just zu dieser Expedition. Und das war natürlich auch eine Freizeitbeschäftigung in den Semesterferien. Das fing dann auch an mit politischen Diskussionen: Es war 1966, noch im

ersten Semester, hab' ich an der ersten Vietnam-Demonstration in Frankfurt teilgenommen. Zusammen mit einem Redakteur, der in der damaligen Studentenzeitung, ich weiß noch wie der hieß, Raoul Hübner, aber wie die (Zeitschrift) hieß, weiß ich nicht mehr. Aber in Frankfurt habe ich dann zum ersten Mal Polizeigewalt erlebt, wie ein Motorradpolizist einer Studentin zwischen die Beine fuhr...

• **Kurze Zwischenfrage: ich fand das mit diesem Kino recht spannend; wo war dieses Kino damals?**

HZO 10, 5, oder 20? Das weiß ich nicht mehr, aber irgendein HZO.

• **Nächste Frage: hätten Sie sich mehr Freizeitangebote gewünscht von der Uni?**

Nein. Da hatte ich selbst Ideen und wurde auch animiert durch Kommilitonen, gemeinsam was zu unternehmen, sodass ich keine vorgefertigten Angebote mehr zusätzlich brauchte.

• **Kannten Sie noch die Bierschwemme oder die Kegelbahn?**

An die Kegelbahn kann ich mich nicht erinnern, aber die Bierschwemme schon, ja. Obwohl ich nie viel Alkohol getrunken hab. Ja, und es gab einige Kneipen, was war denn das ... „Ruhrpub“ die Kneipe, da wo jetzt der Uni-Kindergarten ist. Und die alte Mensa, da gab es eine Kneipe dahinter und die hieß „RUB-Pub“. Und ich selbst fuhr häufiger nach Dortmund, da gab es so ein Szene-Lokal. „Oma Püsch“ hieß das, wo auch die Kiffer verkehrten.

• **Da Sie gerade die Kneipe im Übergangsforum erwähnen: ich habe dazu auch gelesen, dass in diesem Übergangsforum zwischenzeitlich irgendwelche studentischen Besetzungen der Gebäude und so was waren. Auch gerade um die 70er herum. Haben Sie davon irgendwas mitbekommen?**

Nein, ich kann mich nicht erinnern, aber ich halte es für sehr wahrscheinlich, dass es Besetzungen gegeben hat. Aber ich habe es nie persönlich erlebt, nein.

• **Was haben Sie denn in den Freistunden gemacht?**

Mich mit Frauen abgegeben, mit Kommilitonen. In den nicht obligatorischen Veranstaltungen des Psychologischen Instituts haben wir uns auch in Zirkeln zusammengesetzt und, ich weiß gar nicht mehr, wie wir uns nannten. „Kritische Psychologen“ und so was. Und haben da überwiegend aus marxistischen Theorien irgendwelche Ableitungen getroffen, die Direktiven darstellen sollten für die Veränderungen der

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

Studieninhalte. Aber es gab schon einige Dozenten, die interessiert waren, die das auch zuließen, dass so was eingebracht wurde. Also, dass da die Professoren total unliberal und intolerant waren, würde ich nicht sagen. Selbst der Rektor, der CDU-Mann, der später sächsischer Ministerpräsident war, war erstaunlich tolerant gegenüber studentischen Protestbewegungen, Sit-In's und so was. Erstaunlich, würde man heute nicht glauben, dass es so was gab. Es gab natürlich auch das Gegenteil, wie der faschistische (Johannes) Papalekas, dieses Arschloch, der war griechischer Soziologe, der - wie ich vor fünf Jahren von einem anderen ehemaligen Soziologie-Professor erfahren habe - dann Hitler-Lieder mit einem kleinen Kreis von Studenten sang. Ich hab' es damals nicht mitgekriegt, abstruse Dinge gab es. Wir haben abends häufig zusammengesessen, diskutiert und natürlich auch Blödsinn gemacht. Was ich im Nachhinein bedauere ist, dass ich zu wenig Sport gemacht habe. Ich weiß auch gar nicht mehr, ob es Angebote gab - obwohl, viel später in den 70er Jahren bin ich mal zufällig an den Hochschulsport geraten, und bin mit denen sogar in Israel gewesen. Aber da war ich nur als Ersatzmann eines Mitglieds des Hochschulsports. Ein Assistent, der nicht mehr konnte, hat er mir einen Platz zur Verfügung gestellt. Also Sport hätte ich mehr machen sollen.

• Wo sind Sie Essen gegangen?

Erstmal in der Mensa. Dann hab' ich

mir - ich hatte keinen Kühlschrank auf dem Bauernhof - etwas, was nicht so leicht verdirbt, also Konserven zurecht gelegt als Notration. Da hab' ich mich auch dran gütlich getan. Meine Freundin, wir waren später verlobt, von 1966 bis 1970 ging diese Beziehung, die hat manchmal gekocht, und dann haben wir zusammen gegessen. Ich kann mich auch erinnern, dass ich im ersten Semester in Witten bei einer Ärztin war, die sagte „Sie sollten nicht so viele Pommes essen! Dann haben Sie keine Magenbeschwerden.“. Wenn ich dann mal mit dem Bus fuhr oder mit dem Moped hab' ich an der Pommesbude gehalten und mir irgendwas reingezogen und hatte Riesen-Magenbeschwerden. Also das auch, Imbisse gab es ja auch schon. Also: Freundin, Mensa, manchmal selbst was zurecht gemacht, oder Imbisse / Pommesbuden.

• Hatten Sie auch einen Lieblingssort an der Uni?

Ja, das waren schon offene Räumlichkeiten, also Gänge innerhalb des Psychologischen Instituts, wo dann Aushänge waren und auch Sitzgelegenheiten, sodass man sich da hinsetzen konnte und diskutieren konnte. Und auch Kneipen, wie dieser RUB-Pub hinter der alten Mensa damals. Da konnte man die Sau rauslassen, aber haben wir eigentlich gar nicht, nein. In der Mensa haben wir auch schon manchmal länger gegessen, vor allem, wenn die anderen schon gingen, und haben da noch weiter diskutiert, aber überwiegend im Psychologischen Institut.

• Die nächste Frage ist: Waren Sie politisch oder anderweitig an der Uni engagiert?

Ja, ich war im sozialdemokratischen Hochschulbund engagiert. Das war so: der eigentliche sozialdemokratische Studentenbund war der SDS, davon hat sich die Partei getrennt. Dann gab es die Neugründung des sozialdemokratischen Hochschulbundes, da war ich drin. Die waren nicht ganz so radikal, also Rudi Dutschke war natürlich ein SDS-Mann. Der SHB war etwas moderater, da war ich drin und dann gab es natürlich Abspaltungen, so wie das damals war. Da gab es das On-dit, die Sage: Aussagen über studentische Vereinigungen, die zutreffen kann man nur unter Hinzufügung der Uhrzeit machen, wegen des Spaltpilzes: es gab ständig Abspaltungen und Neugründungen. Bei minimalen Differenzen bildete sich eine neue Gruppe, und da war ich dann in so einer Abspaltung vom SHB, das war die ABS (Aktion Bochumer Studenten) und saß dann für die Fachschaft - ich war stellvertretender Fachschaftssprecher für die Psychologie - im Studentenparlament. Wir haben in der Fachschaft viel gemacht, damals gab es relativ tolerante Diskussions-Gruppen mit den Professoren darüber, wie man einen Numerus-Clausus einführt, denn diese Schwemme an Studenten war mit dem Personal nicht zu bewältigen, wir haben als Studenten immerhin durchgedrückt, dass es soziale Klauseln gab, das also nicht nur nach den sogenannten Schulnoten, sondern auch nach sozialer Bedürftigkeit ging.

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

Da haben wir dann Quoten ausgehandelt. Das habe ich lange Zeit gemacht, ja.

• Der Campus der Ruhr-Universität war ja ursprünglich geplant, als ein Ort, an dem das studentische Leben stattfinden sollte. Nun hat der Architekt Fritz Eller, der die RUB mitgeplant hat, im Nachhinein in einem Interview gesagt (ich zitiere): „Das Universitätsleben, wie man sich das früher vorgestellt hat, gab es nicht [...] Es gab keine Kneipen, wo man mal ein Bier trinken gehen kann und so weiter.“ Würden Sie dem zustimmen?

Ja, im Wesentlichen ist das richtig. Es gab zwei Kneipen in Querenburg, wo auch überwiegend Studenten waren – und an der Uni-Straße, jetzt erinnere ich mich. Da gab es eine Kneipe, in dem Dreieck, das gebildet wird durch die Markstraße und die Uni-Straße, wenn man von Norden kommt und nach Süden zur Uni hinfährt. Das war auch eine typische Bochumer Kneipe, die von zwei alten Schwestern, die auch schon ein bisschen tüddelig waren, betrieben wurde, und da machten wir uns natürlich den Spaß da hinzugehen und da unser Bier zu trinken. Und der Grunewald, da auf der Markstraße, wo jetzt der Aldi ist. Da gab es das Grunewald bis vor einem Jahr, das war auch eine typische Studentenkei-
neipe - obwohl das ist ein bisschen zu scharf ausgedrückt, wer das sagt. Es gab RUB-Pub, es gab zwei Kneipen direkt in Querenburg und dann den

Grunewald – ich weiß gar nicht, welcher Stadtteil das ist. Also ich würde sagen vier Kneipen gab es schon.

• Es gibt ja auch diese Theorie, dass sich die Ruhr-Uni zu einer Pendler-Universität entwickelt hat und, dass deswegen das studentische Leben auf dem Campus nicht stattfinden konnte.

Ja, absolut, so ist es auch. Diejenigen, die sich dann abends trafen, das waren die, die auch hier wohnten, und auch einige, die tatsächlich das Elternhaus in Bochum hatten, die trafen sich natürlich auch. Aber nicht diejenigen, die zurückfuhren ins Sauerland oder nach Düsseldorf oder so, die waren dann weg. Also, das ist im Prinzip richtig, ja. Durch diese Pendler-Geschichte war das studentische Leben etwas verarmt und deutlich weniger ausgeprägt, als in anderen typischen Universitätsstädten. Das hat natürlich auch Vorteile, ich meine, die Möglichkeit Zuhause wohnen zu können, das war ja auch ein Grundgedanke der Gründung, dass Bildungsreserven abgeschöpft werden, im Sinne der Ökonomie gedacht oder im sozial-politischen Sinne, dass die Arbeiterschaft dann auch die Möglichkeiten hatte, ihre Kinder an die Uni zu schicken. Ich denke auch, dass der Anteil der Arbeiterkinder – ich bin selbst eines – an der Uni höher war, als an anderswo. Also, da ist schon was dran gewesen an dem Grundgedanken, aber man hat zu wenig für studentisches Leben gesorgt, insofern hat er (Eller) wiederum recht, das ist so. Und dann gab's ja noch die Riesen-Diskussion mit den Suiziden.

• Würden Sie sagen, dass die Architektur das beeinflusst hat? Das behaupten ja viele, dass diese „Betonklötze“ einen in den Selbstmord treiben.

Nein, das würde ich nicht sagen. Es ist versäumt worden, am Campus für ein studentisches Leben zu sorgen. Die Gebäude an sich, kann ich mir nicht vorstellen, dass die es sind – nein, es fehlt etwas zusätzlich zu den Gebäuden. Und die Gebäude hat man ja auch aus ökonomischen Gründen auch so gemacht, soweit mir das geläufig ist, nämlich mit Fertigbauteilen. So ging es schnell, und es hatte ja auch finanzielle Gründe. Nein, es fehlte etwas inmitten der Uni oder vielmehr an der Uni dran. Es kam dann allmählich, dass sich Gruppen bildeten in den verschiedenen Studentenheimen, und da was angeboten wurde, unter anderem von der evangelischen Studentengemeinde. Aber etwas Zentrales fehlte. Mich störte es nicht so sehr, weil ich meine persönlichen Kontakte hatte, aber ich kriegte es natürlich mit, was da bei vielen Studenten psychologisch los war.

• Die letzte Frage: haben Sie auch an einer anderen Uni studiert?

Nein.

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

• Aber Sie kennen andere Unis?

Ja.

• Unterscheidet sich das studentische Leben dort sehr von dem in Bochum?

Ja, ich würde sagen. Na gut, ich habe 1974 mein Examen gemacht, wie es jetzt ist, weiß ich nicht. Aber zur damaligen Zeit würde ich sagen ja, in der Tat. Da mag es damals schon Ausnahmen davon gegeben haben, vielleicht kleineren Unis, die auf dem Campus außerhalb der Stadt waren, sicher. Aber Bochum war das Paradebeispiel für eine Campus-Uni außerhalb der Stadt, und es gab natürlich erhebliche Kontraste zu anderen Unis. Das war damals natürlich auch bequem für mich: die Eltern in Oberhausen, ich konnte mal schnell meine Wäsche nach Hause bringen, und Mama hat die Wäsche gewaschen. Später war ich hier in Bochum integriert, ich habe da hinter der Uni gewohnt und dann in einer Wohngemeinschaft oder Kommune, sodass die Fahrten nach Oberhausen zu den Eltern immer seltener wurden. Ich würde nicht sagen, dass ich affiziert war von der angeblichen Menschenfeindlichkeit der Uni. Und um nochmal auf die Frage zurückzukommen: Also, ich würde nicht sagen, dass die Architektur der Uni-Gebäude an sich Vereinsamung, Isolierung und letztlich Suizide gefördert hat, sondern das Fehlen von Uni-Gebäude-nahen Einrichtungen für studentisches Leben. Da müsste man mal jetzt mit einem

Architekten mal drüber sprechen, ob es denn überhaupt möglich gewesen wäre, solche Einrichtungen in dieser Form der Architektur mit vorzusehen.

• Die ursprüngliche Idee der Architekten, war ja die Reformuniversität. Und die Planer dachten, dass man die Institutsgebäude da „hinklatscht“ und, dass die Studenten sich von selber über den Weg laufen und anfangen miteinander zu reden. Das war ja diese Idealvorstellung, die die damals hatten.

Ja, das ist ja auch passiert, aber viel zu wenig. Natürlich ist es geschehen, dass man miteinander sprach, oder sich mal in eine Vorlesung in einer anderen Fakultät setzte. Es ist geschehen, aber strukturell fehlte was.

Friedhelm Nickolmann

Sozialwissenschaften und Pädagogik

1967-1973

• Woher kommen Sie und wie sind Sie damals angereist zur RUB?

Wohnhaft in Wuppertal, dann nach Bochum gekommen, gesucht und ziemlich bald zusammen mit einem Freund zwei Zimmer in Bochum gefunden.

• Gab es damals schon die Möglichkeit, im studentischen Wohnheim direkt an der Uni zu wohnen?

Ja, aber es gab sehr wenige Wohnheime, die Plätze waren sehr knapp und die Warteliste sehr lang. Deswegen haben wir dann gleich Privatzimmer über eine Anzeige gefunden.

• Wie sah damals ein Tag an der RUB bei Ihnen aus?

Schwierig zu sagen. Natürlich ging eine Reihe von Veranstaltungen, meistens haben wir versucht, nicht mehr als drei Veranstaltungen pro Tag hinzukriegen. Dann eben in der Bibliothek, in der Mensa und wenn einen halben Tag mal frei war, dann sind wir gemeinsam schwimmen gegangen oder haben kleinere Ausflüge gemacht.

• Wie lange hat sich der Tag von den Uhrzeiten her erstreckt?

Schwer zu sagen. Es war unterschiedlich. Es ging morgens manchmal um acht Uhr

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

los und hörte abends um zwanzig Uhr auf. War aber nicht jeden eine Veranstaltung bis zwanzig Uhr. Da waren dann vier Veranstaltungen von jeweils zwei Stunden mit Pausen zwischendrin. Andere Tage an der Uni, die waren dann mittags zu Ende oder fingen erst mittags an.

• Was haben Sie damals in den Freistunden gemacht?

Entweder in der Cafeteria gegessen oder in die Bibliothek gegangen und ein bisschen gelesen. Also, nicht irgendwelche großen Aktivitäten.

• Haben Sie damals Freizeit- und Erholungsangebote der RUB genutzt, und wenn ja, welche?

Es gab kaum welche. Das war alles im Aufbau. Von daher haben wir die nicht genutzt. Wir haben selbst Freizeitangebote gestaltet.

• Hätten Sie sich damals andere Angebote gewünscht?

Sowas wie Treffpunkte, aber ansonsten nicht viel, weil wir mehr auf Studieren ausgerichtet waren. Eine kleine grüne Ecke oder ein Park, aber das war ja auf der Baustelle der RUB nicht möglich.

• 1973 haben Sie aufgehört zu studieren?

Ja.

• Gab es da schon die Mensa zwei?

Nein, das war alles der Block gegenüber der jetzigen Hochschule.

• Wo sind Sie damals essen gegangen?

Entweder in der Mensa oder wir haben uns zu Hause auf dem Elektrokocher was zubereitet, oder wir sind ab und zu in eine Gaststätte in Bochum selbst gegangen. In der Regel aber in der Mensa oder selbst.

• Haben Sie viel Zeit in der Mensa verbracht?

Das war sehr voll. Man musste genau abpassen, wann man hinging. In der Mensa haben wir eigentlich nicht viel Zeit verbracht. Das war zu ungemütlich dafür. Kein Vergleich mit der jetzigen Mensa.

• Hatten Sie damals einen Lieblingssort an der RUB?

Nein. Es gab nicht so viele Orte. Ein Lieblingssort: Nein.

• Waren Sie politisch oder anderweitig an der Uni engagiert?

Ja. In der politischen Hochschulgruppe und später im Studentenparlament als Präsident des Studentenparlaments. Für ein Jahr etwa. Das Engagement in der Hochschulgruppe lief über die ganze Zeit.

• Hat das politische Engagement eine große Rolle gespielt damals?

Für einen Teil der Studierenden, und zwar diejenigen, die in Bochum wohnten. Den Begriff Pendler-Uni hat ja die RUB nicht umsonst bekommen, weil sehr viele aus dem Ruhrgebiet morgens anreisen und abends nach Hause fahren. Weil auch die Wohnangebote nicht so zahlreich waren, und weil es billiger war zu Hause zu wohnen. Die waren weniger politisch interessiert. Es war eine kleine Gruppe, die politisch aktiv waren. Aber dann war natürlich klar, die 68er Zeit. Da war ja doch heftigeres politisches Engagement von einzelnen Gruppen und insbesondere in der damaligen Abteilung für Sozialwissenschaften.

• Es gibt einen Bericht des Staatshochbauamtes über die Vorplanungen. Da wurde damals für die Mensa folgendes gefordert: „Ein ungegliederter großer Saal mit langen Tischen. Gemütliche Ecken nicht erforderlich, da sowieso Massenbetrieb. Kurzer Aufenthalt der Studenten erwünscht, gute Reinigung erwünscht.“ Würden Sie das als die Aufgabe der Mensa betrachten, also nicht als Sozialraum, sondern als eine Art Abfütterungsmaschine?

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

Aus der Sicht des Betreibers natürlich, aber nicht aus der Sicht der Studierenden.

• Wie wäre es denn aus der Sicht der Studierenden?

Ja, dass man die gemütlicheren Ecken hätte oder dass man ein paar ruhigere Möglichkeiten hätte sich zusammenzusetzen.

• Der Campus der Ruhr-Universität war ja ursprünglich geplant als ein Ort, an dem das studentische Leben stattfinden sollte, also als so eine Art Stadt innerhalb der Stadt. Nun hat der Architekt Fritz Eller, der die RUB mitgeplant hat, im Nachhinein in einem Interview gesagt: „Das Universitätsleben, wie man sich das früher vorgestellt hat, gab es nicht [...] Es gab keine Kneipen, wo man mal ein Bier trinken gehen kann und so weiter.“ Würden Sie dem zustimmen?

Zumindest teilweise. In den Anfangsjahren gab es keine speziellen Studentenkneipen, es gab in der weiteren Umgebung diese Bergmannskneipen. Es gab Studentenwohnheime, wo sich dann Kellerbars entwickelten unter studentischer Regie. Die zwar nicht jeden Tag, aber am Wochenende oder Freitagabends geöffnet waren und wo man sich treffen konnte. Ein sehr wichtiger Punkt waren auch die Feten – entweder Sommerfeten oder Karnevalsfeten oder ähnliches –, die in den einzelnen Studentenheimen

veranstaltet wurden. Sonst war in Bochum zu der Zeit relativ wenig los für Studierende.

• Haben Sie auch an anderen Orten studiert?

Nur an der RUB.

• Warum haben Sie sich für die RUB entschieden?

Weil das Studienangebot in den Sozialwissenschaften damals neuartig war. Zumindest in der ursprünglich beworbenen, aber nicht realisierten Form, dass verschiedene Fachbereiche zusammengeführt wurden und so ein ganzheitlicher Überblick über den Bereich der Sozialwissenschaften versucht wurde.

Burghard Schneider

Sozialwissenschaften und später Rechtswissenschaften

1966 – WS 1974 / 75

• Woher kommen Sie und wie sind Sie damals angereist?

Da kam ich aus Köln. Damals haben mich meine Eltern nach Bochum gebracht mit dem Auto.

• Sie sind dann auch jeden Tag abgeholt worden?

Nein. Ich habe ein Zimmer gehabt: eine Studentenbude in Wattenscheid. Und dann bin ich da mit der Straßenbahn oder mit dem Bus gefahren in Bochum.

• Es gab ja die Möglichkeit im Studentischen Wohnheim zu wohnen...

Ja das war später. Die Plätze waren sehr begehrt. Es gab lange Wartelisten und von Wattenscheid bin ich dann nach Witten Bormann. Da hatte ich auch eine Bude und dann im staatlichen Studentenwohnheim, in der Laeholzstraße hieß das glaube ich.

• Wie sah ein typischer Alltag an der RUB für Sie aus?

Ganz am Anfang ging man in die Vorlesung, machte seine Seminare und so weiter.

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

Ich habe dann angefangen mich in der Studentenpolitik zu engagieren und hab' mich sogar ein Semester beurlauben lassen, um nur noch Studentenpolitik zu betreiben. Da sahen die Tage natürlich völlig anders aus.

• Wie lange ging so ein Tag während des normalen Studiums?

Ich weiß nicht, wann die Vorlesungen damals losgingen, aber acht Uhr bestimmt nicht, vielleicht neun oder so. Nachmittags waren noch Seminare und das war's dann. Abends haben wir in Kneipen zugebracht.

• Haben Sie Freizeit oder Erholungsangebote der RUB genutzt, und wenn ja, welche?

Nein.

• Hätten Sie sich andere Angebote gewünscht?

Ich weiß überhaupt nicht, ob es damals welche gab. Kann ich nicht sagen. Aber ich habe auch nichts vermisst.

• Nach Ihren Studienzeiten müssten Sie sowohl die Mensa eins als auch die Mensa zwei mitbekommen haben.

Die Mensa eins. Wenn es die Mensa zwei zu dieser Zeit gegeben haben sollte, war ich da nicht mehr.

• Was haben Sie in ihren Freistunden gemacht?

Wie gesagt: abends hat man in den Kneipen zugebracht, hat Skat gespielt, hat Doppelkopf gespielt. Man hat sich mit Leuten getroffen. Man hat diskutiert. Studentenpolitik gemacht. Ich war Vorsitzender vom ersten gewählten Studentenparlament. Oder man ist privat unterwegs gewesen und so weiter. Also ganz normal.

• Wo sind Sie essen gegangen?

Mittags in der Mensa.

• War die Mensa eher überfüllt, schnell essen und dann raus, oder hat man da auch mal gesessen?

Nein. Sie müssen sich vorstellen: Sommersemester 1966. Das war das zweite Semester der Uni überhaupt. Da waren gerade 800 Studenten da. 800 Studenten von allen Fachrichtungen, die damals angeboten wurden. Es standen ja auch nur zwei Gebäude. Da lernte man Tod und Teufel kennen, auch aus völlig anderen Fachrichtungen, von denen man noch was gehört hatte. Es war sehr schön, sehr viele Menschen unterschiedlicher Provenienz kennenzulernen. Ja, das hat auch den Horizont erweitert. Deswegen: Die Mensa war nie voll. Kann ich mich nicht erinnern.

• Man hat auch länger dort gesessen?

Ja, klar.

• Hatten Sie einen Lieblingsort an der RUB?

Es gab damals ja nicht viel. Es war auf der grünen Wiese und da standen die beiden Gebäude, da war die Mensa und ansonsten nutze man das Bochumer Umfeld, was seit Jahrzehnten gewachsen war in Querenburg. Man ging mal in die Kneipe dann in eine andere Kneipe, traf sich mit anderen unten im Tal, Lottental glaube ich. Das waren die Orte, wo wir die meiste Zeit verbracht haben.

• Es gibt in einem Bericht des Staatshochbauamtes über die Vorplanungen. Da wurde damals für die Mensa folgendes gefordert: „Ein ungegliederter großer Saal mit langen Tischen. Gemütliche Ecken nicht erforderlich, da sowieso Massenbetrieb. Kurzer Aufenthalt der Studenten erwünscht, gute Reinigung erwünscht.“ Würden Sie das als die Aufgabe der Mensa betrachten, also nicht als Sozialraum, sondern als eine Art Abfütterungsmaschine?

Eigentlich nicht. Also wenn es rund um eine Universität nichts gibt außer einer Mensa, dann ist die Mensa auch ein Raum oder ein Gebäude, in dem man sich sehr häufig

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

aufhält. Da muss es natürlich außer ein Paar Esstischen, Stühlen und Ungemütlichkeit auch das Gegenteil geben. Da gabs noch die Baracken von der studentischen Selbstverwaltung. Da haben wir uns auch aufgehalten und gearbeitet.

• Können Sie sich erinnern, was dort alles drin war?

Drinne war das Studentenwerk und der Asta. Ich glaube später gab es sogar einen Kindergarten da. Dann hatten auch die studentischen Vertreter ihre Räume da. Es war eigentlich ein Komplex für die studentische Selbstverwaltung.

• Der Campus der Ruhr-Universität war ja ursprünglich geplant als ein Ort, an dem das studentische Leben stattfinden sollte, also als so eine Art Stadt innerhalb der Stadt. Nun hat der Architekt Fritz Eller, der die RUB mitgeplant hat, im Nachhinein in einem Interview gesagt: „Das Universitätsleben, wie man sich das früher vorgestellt hat, gab es nicht [...] Es gab keine Kneipen, wo man mal ein Bier trinken gehen kann und so weiter.“ Würden Sie dem zustimmen?

Es gab die ganze Zeit Kneipen drumherum. In Querenburg selbst. Das waren alteingesessene Kneipen, die seit zig Jahren da existierten. Es gab auch Geschäfte damals in Querenburg, wo man einkaufen konnte. Nicht im Unikomplex, sondern in Querenburg

selbst. Also es gab schon im Umfeld dieser als Campusuniversität geplanten Geschichte Einrichtungen, in denen man sich aufhalten konnte. So schlimm war es nicht. Würde ich Fritz Eller insoweit nicht zustimmen.

• Würden Sie sagen, dass es ein Campusleben gab?

Es war natürlich eine Pendleruniversität. Die überwiegende Mehrzahl der Studenten ist jeden Tag mit dem Auto oder wie auch immer angereist und dann wieder abends nach Hause. Diese Leute die haben am studentischen Leben wenig eine Rolle gespielt. Die sind nach Hause gefahren und haben dort ihr Leben verbracht. Das universitäre Leben hat sich unter denjenigen abgespielt, die keine Pendler waren, sondern im Umfeld der Universität irgendwo gewohnt haben.

• Haben Sie an einem anderen Ort studiert?

Nein.

• Warum haben Sie sich damals für Bochum entschieden?

Ich wollte ursprünglich Politologie studieren. Das gab es damals in Berlin unter anderem an der FU. Aber es begann dann die dortige Studentenschaft sich zu politisieren, das war der Beginn der 68er Bewegung. Da haben meine Eltern gesagt: Da studierst du nicht! Dann habe ich diese neue Universität gefunden, die neu gegründet wurde. Da wurde der Studiengang der Sozialwissenschaften angeboten, ich glaube den gibt es heute gar nicht mehr, das endete mit einem Diplom als Sozialwissenschaftler. Dieses Studium enthielt alles, was man sich vorstellen kann. Ob das Politologie, Soziologie, Sozialpsychologie, Sozial und Wirtschaftsgeschichte, Statistik, öffentliches Recht und so weiter. Das war also ein ganz breit angelegtes Studium und von allem hatte man ein gesundes Halbwissen.

• Hat die sogenannte triste Betonarchitektur das studentische Leben beeinträchtigt?

Ja, die war auch trist. Damals hieß es, dass Bochum die Uni mit höchsten Selbstmordrate ist. Ich weiß aber nicht, ob das stimmt. Ja, es war schon trist, wenn ich die langen Gänge denke mit den Plastikwänden. Es war nicht einheimisch. Es war halt der Ort an den man hinging, wenn man zur Bibliothek wollte oder so. Ansonsten hat man die Gebäude gemieden.

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

Hendrik Bussiek

Sozialwissenschaften 1965-6

• Woher kamen Sie bzw. wie sind Sie zur Uni gekommen?

Ich habe vorher in Münster studiert, und dann wurde die neue Uni aufgemacht und von der Landesstudentenschaft wurde gesagt, dass die Landesstudentenschaft den Asta dort aufbauen sollte. Und weil ich in Münster auch im Asta war, bin ich dann nach Bochum übersiedelt, vor allen Dingen, um eben zu helfen den Asta aufzubauen, die Studentenselbstverwaltung und um dort Sozialwissenschaften zu studieren.

• Haben Sie dann in Bochum gelebt?

Ja, in der Gegend bei Querenburg.

• Sind Sie dann zu Fuß zur Uni gegangen?

Nein, meistens mit dem Auto.

• Wussten Sie von der Möglichkeit im studentischen Wohnheim direkt an der Uni zu wohnen?

Die Wohnheime gab es damals noch gar nicht, die wurden noch gebaut in der Laerholzstraße. Die gab es noch gar nicht.

• Wie sieht Ihr Alltag an einem Tag an der RUB aus?

Also, ich habe mich eigentlich vor allen Dingen mit der Studentenselbstver-

waltung betätigt. Ich muss ehrlich sagen, studiert habe ich nur nebenbei und habe also die Sozialwissenschaften in der Praxis erprobt in der Studentenselbstverwaltung als Hochschulreferent und Mitglied des akademischen Senates und solche Geschichten. Also ich war im Asta-Gebäude, das war damals eine Baracke hinter der Mensa, und dann bin ich ab und zu Seminaren gegangen. Zur Mensa bin ich nicht gegangen, weil das Essen mir zu schlecht vorkam.

• Sie reden wahrscheinlich von der Mensa I?

Es gab nur ein Mensagebäude, ich weiß nicht, ob es das heute noch gibt. Ein zweistöckiges Gebäude, das von der Straße aus gesehen ganz links lag. Ich weiß nicht, ob es das heute noch gibt. Als ich da war, gab es ja nur zwei Hochhäuser, eins war im Betrieb und das zweite war noch im Bau, und dann war noch die Mensa da als Begegnungszentrum.

• Und die haben Sie gemieden?

Ja, die habe ich gemieden.

• Haben Sie Freizeit- bzw. Erholungsangebote der RUB wahrgenommen?

Freizeitangebote von anderen gab es ja gar nicht. Die Freizeit bestand eben, naja im Grunde genommen hat man ja gar keine richtige Freizeit gehabt, weil man immer beschäftigt war. In der Umgebung gab es ein bis zwei Kneipen, und das wars' dann mit den Freizeitangeboten, da war nicht viel.

• Hätten Sie sich mehrere Angebote gewünscht?

Nee, eigentlich nicht. Ich war beschäftigt mit Asta, Studium und so weiter. Und Gesprächen und Studentenparlament und so weiter. Es gab im Grunde genommen keine Trennung zwischen Studium, Selbstverwaltung und Freizeit.

• Kannten Sie den Pavillon vor den G-Gebäuden/die Bierschwemme/die Kegelbahn?

Nee, die gabs noch nicht.

• Als nächstes würden wir gerne wissen, was Sie in den Freistunden gemacht haben? Obwohl Sie ja schon meinten, dass Sie so was nicht wirklich gehabt haben.

Das war eine ganz andere Art von Studium, als Sie das heute machen müssen:

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

das war viel freier. Im Grunde genommen konnten wir uns aussuchen, zu welchen Seminaren und zu welchen Vorlesungen wir gehen wollten oder auch nicht. Diesen Scheinzwang gab es nicht, es gab ja keine Begrenzung der Studienzeit, also insofern gab es den Begriff Freistunde in dem Sinn überhaupt nicht.

- Stimmt es auch, dass es so was wie Vorlesungen spät abends noch gar nicht gab?

Nein, um Gottes Willen!

- Also waren Sie nur von morgens bis nachmittags da?

Morgens fingen die Vorlesungen auch nicht so furchtbar früh an, weil da wahrscheinlich nur wenig Studenten aufgetaucht wären. Es war alles viel bequemer! (Lacht)

- Sie meinten ja schon, dass Sie die Mensa gemieden haben. Wie haben Sie sich selbst mit Essen versorgt?

Selbst zubereitet. Mittags von der Mensa Kuchen geholt oder so ein paar Brötchen. Und Abend meistens in Kneipen gegessen.

- Gab es viele Kneipen in der Umgebung?

Nein, nur die zwei, drei. Aber in der Nähe der Stadt gab es natürlich auch noch weitere.

- Hatten Sie einen Lieblingsort an der RUB?

Also, da wo ich mich meistens aufgehalten habe, war glaube ich auch mein Lieblingsort, da war also die Asta-Baracke.

- Waren Sie politisch oder anderweitig an der Uni engagiert?

Ja, im Studentenparlament natürlich und in der Selbstverwaltung. Und für das Studentenparlament haben wir auch eine Studentenpartei aufgemacht, die hieß „Action Bochumer Studentenschaft“ (Action mit „C“, damit sie ganz oben auf der Liste stand).

- Also waren Sie politisch stark engagiert?

Ja, genau.

- Der Campus der Ruhr-Universität war ja ursprünglich geplant, als ein Ort, an dem das studentische Leben stattfinden sollte. Nun hat der Architekt Fritz Eller, der die RUB mitgeplant hat, im Nachhinein in einem Interview gesagt (ich zitiere): „Das Universitätsleben, wie man sich das früher vorgestellt hat, gab es nicht [...] Es gab keine Kneipen, wo man mal ein Bier trinken gehen kann und so weiter.“ Würden Sie dem zustimmen?

Mit Einschränkung ja, weil es in Querenburg ja noch das dörfliche Leben gab. Ich weiß nicht, wie das heute ist, aber es gibt ja immer noch Kneipen in der Nähe, ich war vor zwei Jahren da. Aber jedenfalls auf dem Campus selbst gibt es ja heute eigentlich gar kein Leben mehr, wenn ich das richtig sehe. Und damals gab es diese Art Campus ja gar nicht, weil wie gesagt, es gab ja anderthalb dieser Hochhäuser und drumherum gab es außer der Mensa auch nichts.

- Man sagt ja auch, dass sich die RUB zu einer Pendleruniversität entwickelt hat.

Ja, das war ja die Idee der Uni überhaupt, dass man das Ruhrgebiet als Einzugsgebiet hat. Und die Philosophie war es, die Arbeiterkinder an die Universität zu bekommen, also aus Bochum und Umgebung. Insofern war das dann in vorhinein als Pendleruniversität in einem gewissen Sinne geplant. Und dadurch konnte sich natürlich auch kein wahnsinniges Studentenleben entwickeln, weil die Jungs und Mädchen ja abends wieder zu Muttern gegangen sind.

- Das Interessante ist ja, dass die RUB auch als Reformuniversität geplant, wo man eine Verflechtung der Disziplinen erreichen wollte, dadurch, dass alles auf einem Campus ist. Aber auf der anderen Seite ist dieser Kontakt ja

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

nicht wirklich zustande gekommen, weil ja alle so schnell wieder nach Hause gefahren sind.

Das ist richtig, ist das heute auch noch so?

- Naja, es gibt eben solche und solche.

In den Sozialwissenschaften war das ja auch so ein Geflecht aus verschiedenen Fächern (Politologie, Soziologie, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte usw.).

- Sie haben ja bereits in Münster studiert. Inwieweit hat sich das studentische Leben dort von dem hier unterschieden?

Münster war eine richtige Studentenstadt, da gab es in dem Sinne eben auch viele Studentenkneipen. Da war das studentische Leben viel ausgeprägter, auch weil es eben keine Pendleruniversität war. Damals haben die Leute da gewohnt entweder zur Untermiete oder im Wohnheim. Also, da war man wirklich in Münster als Studentenstadt, auch weil Münster recht klein ist. In der Innenstadt gab es viel mehr Begegnungen zwischen Studenten, als das in Bochum zu der Zeit war.

- Hat sich das Studium selbst sehr unterschieden?

Ja, also in Bochum hat es mir mehr Spaß gemacht. Erstens habe ich mir ein hübsches Fach ausgewählt, vorher hatte ich Jura und Publizistik. Und

zweitens war das alles auf zwei Stockwerken, es war also sehr zentriert. Die Türen zu den Professoren und Assistenten standen eigentlich immer offen. Und auch, weil wir so wenige Studenten waren, das darf man ja nicht vergessen, in den Sozialwissenschaften waren wir gerade mal 200 oder so. Insofern war da ein enger Kontakt zwischen Lehrenden und Lernenden automatisch. Man konnte dann also auf dem Flur sozusagen ein Gespräch mit den Assistenten führen, oder auch mit denen ins Büro gehen. Also, das war alles sehr eng.

- Wie lange waren Sie in Münster?

Seit 1961, also da war ich auch 4 Jahre. Also auch so ein Langzeitstudent, der heute nicht mehr möglich wäre.

Prof. Dr. Ulrich Borsorf,
Geschichte und Germanistik

ab SS 1966 bis 1972

- Woher kamen Sie? Bzw. Wie sind Sie angereist?

Ich kam aus Bielefeld, wo ich Abitur gemacht habe und angereist bin ich mit meinem Fiat 500.

- Wussten Sie von der Möglichkeit, im studentischen Wohnheim direkt an der Uni zu wohnen?

Ja, das wusste ich, aber erst ein bisschen später, ich habe mir zuerst eine private Wohnung in Bochum-Gerthe genommen, dort hatte ein im Ruhestand befindlicher Bergarbeiter sein Souterrain ausgebaut, und dann habe ich im Schatten der Zeche Lothringen in einem kleinen Zimmer gewohnt. Und später ging ich ins Hahnenberg-Haus, also dieses anthroposophische Wohnheim, ohne zur Anthroposophie einen intensiven Kontakt gehabt zu haben.

- Wie sah Ihr Alltag an einem Tag an der RUB aus?

(Lacht): Ich glaube mich zu erinnern, dass das Grundstudium vor allem in Geschichte ziemliche Anforderungen gestellt hat, also das war durchaus arbeitsam. Und natürlich sind wir mittags in die Mensa gegangen, die war früher in einem Gebäude, das man zu

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

Fuß an Kleingärten vorbei erreichen kann. Und abends haben wir dann gelegentlich die Querenburger Kneipen bevölkert, und dann könnte man noch behaupten, dass das Ruhrgebiet auch zu entdecken war. Also wir sind nach Hattingen gefahren oder nach Haltern am See. Ich kannte das Ruhrgebiet ja nicht.

• Haben Sie sich viel an der Uni aufgehalten?

Ich weiß nicht, wie viele Stunden das täglich waren, aber das war wie ein normaler Arbeitstag.

• Gab es damals schon Freizeit- bzw. Erholungsangebote von der Uni, die Sie wahrgenommen haben?

Ich weiß nicht, ob sie angeboten wurden, aber wenn, dann habe ich Sie nicht wahrgenommen.

• Also haben Sie auch nie den Wunsch gehabt, irgendwelche Angebote wahrzunehmen?

Also, was Freizeit angeht, existierte entweder das Angebot nicht, aber ich kann mich nicht erinnern, so etwas angenommen zu haben.

• Kannten Sie den Pavillon vor den G-Gebäuden / die Bierschwemme / die Kegelbahn?

Nein, die Existenz dieser Dinge ist mir nicht bewusst.

• Was machen Sie in Freistunden/

Was haben Sie in Freistunden gemacht?

Meine Studienzeit liegt ja in den 68er Jahren. Und in den Freistunden haben wir auch über Politik diskutiert und ich war auch in der Studentenpolitik tätig, ich war im Fachbereichsrat und ich war im Studentenparlament und so weiter. Also insofern war das eine Mischung zwischen Studium und universitätspolitischer Aktivität.

• Also waren Sie politisch sehr aktiv?

In der Anfangsphase der 68er-Bewegung war ich das, aber in der Fraktionierungsphase, also als die Studentenbewegung sich politisch aufspaltete, ließ mein Engagement nach, weil mir das nicht so gefiel. Diese Aufbruchsituation war sehr spannend. Ich hab' auch an Rote-Punkt-Aktionen und Streiks gegen die Bogestra teilgenommen und an Demonstrationen.

• Die nächste Frage ist, Sie haben das ja bereits angedeutet, wie Sie sich mit Essen versorgt haben? Sind Sie essen gegangen, oder haben sich selbst was mitgebracht? Sie meinten ja schon, dass Sie viel in der Mensa waren.

Die Mensa habe ich regelmäßig mittags aufgesucht, aber für das Abendessen war ich entweder in meiner Bude oder in dem Hahnenberghaus, da gab es ja so eine Gemeinschaftsküche, da haben wir uns oder jeder für sich alleine das gekaufte Essen zubereitet.

• Hatten Sie einen Lieblingssort an der RUB?

(Lacht) Ich glaube die Historische Bibliothek. Und es gab einen Ort im Sommer zwischen dem GA und dem GB-Gebäude, da war ursprünglich eine Wiese, die war leicht abschüssig. Da saßen wir dann zur Mittagsstunde oder so gruppenweise in der Sonne, wenn sie schien.

• Der Campus der Ruhr-Universität war ja ursprünglich geplant als ein Ort, an dem das studentische Leben stattfinden sollte. Nun hat der Architekt Fritz Eller, der die RUB mitgeplant hat, im Nachhinein in einem Interview gesagt: „Das Universitätsleben, wie man sich das früher vorgestellt hat, gab es nicht [...] Es gab keine Kneipen, wo man mal ein Bier trinken gehen kann und so weiter.“ Würden Sie dem zustimmen?

Also, ich habe das nicht als einen Mangel empfunden. Ich hatte mir, bevor ich mein Studium in Bochum aufnahm, die Universitäten in Marburg und in Tübingen angeschaut, damit ich die richtige Studienplatzwahl treffe. Die haben mir insofern nicht gefallen, also in Marburg kam mir am helllichten Tag ein fahrentragender

Universitäres Leben 1960. Interviews mit Zeitzeugen aus der Gründungsphase

Student entgegen und an so einer Uni wollte ich nicht sein. Und in Tübingen war mir das zu verträumt, das war eine Universität mit einer Kleinstadt drumherum, ich aber wollte in eine Stadt mit einer Universität – und nicht eine Universität mit einer Stadt.

• Inwieweit hat sich denn das studentische Leben dort noch unterschieden im Gegensatz zu dem in Bochum?

Das weiß ich nicht, weil ich nicht so tief eingetaucht bin. Ich habe aber auch ein Semester in Freiburg studiert, weil es damals noch Usus war, dass man an verschiedenen Universitäten studierte. Ich bin allerdings reumütig nach einem Semester in Freiburg wieder zurückgekehrt an die Ruhr-Universität, weil mir war das dort zu schön, zu voll und zu freizeitbetont war.

• Und in Bochum, im Gegensatz dazu?

An der Uni in Bochum waren die Seminare und Vorlesungen längst nicht so zahlreich besucht. Also, es war eine Pioniersituation, wir waren bei Hans Mommsen meinem Doktorvater glaube ich zwölf Leute im Seminar. Und man kriegte jedes Buch, das man haben mochte und konnte in der Präsenzbibliothek des Historischen Instituts alles lesen, was man lesen musste. In Freiburg musste man in die Unibibliothek gehen, da waren die Bücher, die man brauchte, in der Regel nicht da. Wenn man das Studium als eine Arbeit begreift (was ich nicht unbedingt

getan habe), dann war man mit dem Bochumer Studienplatz besser bedient - unter Nützlichkeitsgesichtspunkten - als in den anderen herkömmlichen Universitäten. Natürlich hat sich Bochum unter dem Einfluss der studentischen Bevölkerung sehr verändert in den letzten 50 Jahren. Das war ja damals noch eine Bergbaustadt, und das Bermudadreieck war noch 20 Jahre entfernt. Was ich noch erwähnen muss ist, dass ich ein eifriger Bochumer Theatergänger war. Das Bochumer Theater ist ja bis heute eines der besten Sprechtheater in Deutschland, und ich geh da immer noch hin.

Beteiligte am studentischen Projekt

Die Ausstellungsmacher*innen:

Alexandra Badke
Peter Bering
Anna Fischer
Jasmin Gierling
Carolin Hartmann
Katharina Heil
Cornelia Jöchner
Natalia Knickmeier
Tim Kollande
Kitty Krauß
Tibor Krauß
Laura Krys
Bo-Ram Lee
Sophia Alice Lopes Ferreira
Kristina Melnik
Rebecca Neumann
Andreas Nowak
Yulia Orlova
Yvonne Schmied
Diana Shepotynnyk
Jan Willuweit

Ausstellungskoordination und -redaktion:

Jasmin Gierling, Johanna Staßen (Kunstgeschichtliches Institut, Ruhr-Universität Bochum)

Graphik:

Alexandra Badke (Kunstgeschichtliches Institut, Ruhr-Universität Bochum)

Leitung:

Prof. Dr. Cornelia Jöchner (Kunstgeschichtliches Institut, Ruhr-Universität Bochum)

Bibliographische Auswahl

Apfelbaum, Alexandra: Skulpturale Inszenierung. Bruno Lambarts Universitätsbibliothek, in: Hoppe-Sailer, Richard, Cornelia Jöchner u. Frank Schmitz (Hg.): Ruhr-Universität Bochum. Architekturvision der Nachkriegsmoderne, Berlin 2015, S. 247-256.

Apfelbaum Alexandra: Stahlbau in der Tradition Mies van der Rohes. Die alte Mensa von Brun Lambart, in: Hoppe-Sailer, Richard, Cornelia Jöchner u. Frank Schmitz (Hg.): Ruhr-Universität Bochum. Architekturvision der Nachkriegsmoderne, Berlin 2015, S. 231-238.

Apfelbaum, Alexandra u. Frank Schmitz: Universitas durch Dichte. Der Ideenwettbewerb zur Ruhr-Universität 1962/63, in: Hoppe-Sailer, Richard, Cornelia Jöchner u. Frank Schmitz (Hg.): Ruhr-Universität Bochum. Architekturvision der Nachkriegsmoderne, Berlin 2015, S. 59-78.

Baier, Christof: Universität und Ruhrlandschaft. Interview mit Georg Penker, in: Hoppe-Sailer, Richard, Cornelia Jöchner u. Frank Schmitz (Hg.): Ruhr-Universität Bochum. Architekturvision der Nachkriegsmoderne, Berlin 2015, S. 175-190.

Böhm, Dorothee: En passant. Kunst an transitorischen Orten, in: Hoppe-Sailer, Richard, Cornelia Jöchner u. Frank Schmitz (Hg.): Ruhr-Universität Bochum. Architekturvision der Nachkriegsmoderne, Berlin 2015, S. 191-202.

Banham, Reyner: Brutalismus in der Architektur. Ethik oder Ästhetik?, Stuttgart 1966.

Banham, Reyner: Megastructures. Urban Futures of the Recent Past, London 1976.

Beanland, Christopher: Concrete Concept. Brutalist Buildings around the world, London 2016.

Bleek, Wilhelm: Schöne neue Hochschulwelt. Idee und Wirklichkeit der Ruhr-Universität Bochum, Essen 2003.

Celebi, Timo J.: Universität als Steuerungsinstrument. Die Ruhr-Universität zwischen Gesellschaftspolitik, Hochschul- und Landesplanung, in: Hoppe-Sailer, Richard, Cornelia Jöchner u. Frank Schmitz (Hg.): Ruhr-Universität Bochum. Architekturvision der Nachkriegsmoderne, Berlin 2015, S. 21-30.

von Cube, Alexandra: Ruhr-Universität Bochum. Bauaufgabe – Baugeschichte – Baugedanke. Eine kunsthistorische Untersuchung, Bochum 1992.

Denkinger, Bernhard: Die vergessenen Alternativen. Strukturalismus und brutalistische Erfahrung in der Architektur, Berlin 2019.

Elser, Oliver, Philip Kurz u. Peter Cachola Schmal (Hg.): SOS Brutalismus. Eine internationale Bestandsaufnahme, (Ausstellungskatalog Deutsches Architekturmuseum Frankfurt am Main 2017/2018), Zürich 2017.

Erben, Dietrich: Konstruktivismus in Architektur, Politik und Wissenschaft, in: Hoppe-Sailer, Richard, Cornelia Jöchner u. Frank Schmitz (Hg.): Ruhr-Universität Bochum. Architekturvision der Nachkriegsmoderne, Berlin 2015, S. 47-58.

Empfehlungen zum Aufbau der Universität Bochum. Denkschrift des Gründungsausschusses, veröff. vom Kultusministerium des Landes Nordrhein-Westfalen, Bochum 1962.

Bibliographische Auswahl

Geis, Walter: Das Atelier des Bildhauers Henryk Dywan, Memmingen 2020.

Gesellschaft der Freunde der Ruhr-Universität Bochum (Hg.): Bauidee und Baugeschehen, Bochum 1972.

Gisbertz, Olaf: Serie versus Unikat. Institutsgebäude und Hörsaalzentrum Ost, in: Hoppe-Sailer, Richard, Cornelia Jöchner u. Frank Schmitz (Hg.): Ruhr-Universität Bochum. Architekturvision der Nachkriegsmoderne, Berlin 2015, S. 239-246.

Hanke, Hans H.: „zu schützen, zu pflegen, sinnvoll zu nutzen“. Das Baudenkmal Ruhr-Universität, in: Hoppe-Sailer, Richard, Cornelia Jöchner u. Frank Schmitz (Hg.): Ruhr-Universität Bochum. Architekturvision der Nachkriegsmoderne, Berlin 2015, S. 131-142.

Heindl, Nina, Richard Hoppe-Sailer u. Timmy Mastnak-Walisko: Für den Campus konzipiert. Die Kunst am Bau der Ruhr-Universität Bochum, Bochum 2015.

Hnilica, Sonja u. Markus Jager: Die Universitäten im Ruhrgebiet. Hochschulbau zwischen Reform- und Massenuniversität, in: Hoppe-Sailer, Richard, Cornelia Jöchner u. Frank Schmitz (Hg.): Ruhr-Universität Bochum. Architekturvision der Nachkriegsmoderne, Berlin 2015, S. 99-110.

Hnilica, Sonja u. Frank Schmitz: Universität als Großstruktur. Interview mit Fritz Eller, in: Hoppe-Sailer, Richard, Cornelia Jöchner u. Frank Schmitz (Hg.): Ruhr-Universität Bochum. Architekturvision der Nachkriegsmoderne, Berlin 2015, S. 79-88.

Hoppe-Sailer, Richard, Cornelia Jöchner u. Frank Schmitz (Hg.): Ruhr-Universität Bochum. Architekturvision der Nachkriegsmoderne, Berlin 2015.

Jöchner, Cornelia: Wo Wege sich kreuzen. Die räumliche Logik des Bochumer Campus, in: Hoppe-Sailer, Richard, dies. u. Frank Schmitz (Hg.): Ruhr-Universität Bochum. Architekturvision der Nachkriegsmoderne, Berlin 2015, S. 31-46.

Jodidio, Philip u. Hasan-Uddin Khan: International Style. Architektur der Moderne von 1925 bis 1965, Köln 2001.

Klein, Bruno: Denkwürdige Architektur. Die Ruhr-Universität Bochum und die architektonische Moderne, in: Die Bauverwaltung, 70, 1997, S. 492-493.

Kossel, Elmar: „Zyklopische Spätmoderne“. Das Audimax, in: Hoppe-Sailer, Richard, Cornelia Jöchner u. Frank Schmitz (Hg.): Ruhr-Universität Bochum. Architekturvision der Nachkriegsmoderne, Berlin 2015, S. 257-264.

Lorenz, Jörg: Sanieren -gestalten – entwickeln. Von der Bauunterhaltung an der Ruhr-Universität Bochum zur Sanierung nach Standortkonzept, Bochum 2009.

Lorenz, Jörg: Universitätsstandort im Parteienstreit. Aspekte zur Gründungsgeschichte der Ruhr-Universität Bochum, in: Hoppe-Sailer, Richard, Cornelia Jöchner u. Frank Schmitz (Hg.): Ruhr-Universität Bochum. Architekturvision der Nachkriegsmoderne, Berlin 2015, S. 15-20.

Minister für Landesplanung, Wohnungsbau und öffentliche Arbeiten des Landes NRW (Hg.): Die Universität Bochum. Gesamtplanung (= Monographie der Ruhr-Universität, Bd. 1), Stuttgart 1965.

Bibliographische Auswahl

Minister für Landesplanung, Wohnungsbau und öffentliche Arbeiten des Landes NRW (Hg.): Ruhruniversität Bochum. Baudokumentation 1965 (= Monographie der Ruhr-Universität, Bd. 2), Düsseldorf 1965.

Minister für Landesplanung, Wohnungsbau und öffentliche Arbeiten des Landes NRW (Hg.): Die Ruhruniversität Bochum. Baudokumentation, Düsseldorf 1965.

Ministerpräsident des Landes Nordrhein-Westfalen (Hg.): Halbzeitbericht Nordrhein-Westfalen-Programm 1975, Düsseldorf 1973.

Northemann, Yvonne: Gemütlichkeit im Großraum? Die Zentralmensa, in: Hoppe-Sailer, Richard, Cornelia Jöchner u. Frank Schmitz (Hg.): Ruhr-Universität Bochum. Architekturvision der Nachkriegsmoderne, Berlin 2015, S. 273-280.

Philipp, Klaus Jan: Beton im Hochschulbau, in: Hoppe-Sailer, Richard, Cornelia Jöchner u. Frank Schmitz (Hg.): Ruhr-Universität Bochum. Architekturvision der Nachkriegsmoderne, Berlin 2015, S. 157-164.

Rückbrod, Konrad: Das Bauliche Bild der abendländischen Universität in den ersten fünfhundert Jahren ihres Bestehens unter dem Einfluß des Bautyps Kollegium dargestellt an den charakteristischen Beispielen aus Italien, Frankreich, England und Deutschland, Stuttgart 1972.

Schmitz, Frank: Architektur als Großskulptur. Das Musische Zentrum, in: Hoppe-Sailer, Richard, Cornelia Jöchner u. Frank Schmitz (Hg.): Ruhr-Universität Bochum. Architekturvision der Nachkriegsmoderne, Berlin 2015, S. 281-290.

Simon, Alfred: Planen und Bauen. Bundesrepublik Deutschland, Bonn 1973.

Szymczyk, Elisabeth: Treppen, Wege, Wasserläufe. Die Grünplanung der Ruhr-Universität, in: Hoppe-Sailer, Richard, Cornelia Jöchner u. Frank Schmitz (Hg.): Ruhr-Universität Bochum. Architekturvision der Nachkriegsmoderne, Berlin 2015, S. 165-174.

Urban, Annette: Serielle Ästhetik in Kunst und Architektur. Die Ruhr-Universität, in: Hoppe-Sailer, Richard, Cornelia Jöchner u. Frank Schmitz (Hg.): Ruhr-Universität Bochum. Architekturvision der Nachkriegsmoderne, Berlin 2015, S. 203-218.

Wegmann, Thomas M.: Naturnahe Gestaltung der Grünanlagen in den Querforen West und Ost der Ruhr-Universität Bochum durch den Gartenarchitekten Georg Penker (*1926), in: Die Gartenkunst, Heft 2 (2016).

Wittmann-Englert, Kerstin: Nachkriegsarchitektur neu bewertet. Das Beispiel Ruhr-Universität, in: Hoppe-Sailer, Richard, Cornelia Jöchner u. Frank Schmitz (Hg.): Ruhr-Universität Bochum. Architekturvision der Nachkriegsmoderne, Berlin 2015, S. 203-218. S. 89-98.

Wenke, Hans u. Joachim H. Knoll (Hg.): Festschrift zur Eröffnung der Universität Bochum, Bochum 1965.

Wittmann-Englert, Kerstin: Nachkriegsarchitektur neu bewertet. Das Beispiel Ruhr-Universität, in: Hoppe-Sailer, Richard, Cornelia Jöchner u. Frank Schmitz (Hg.): Ruhr-Universität Bochum. Architekturvision der Nachkriegsmoderne, Berlin 2015, S. 203-218. S. 89-98.

Wenke, Hans u. Joachim H. Knoll (Hg.): Festschrift zur Eröffnung der Universität Bochum, Bochum 1965.

Abbildungsnachweise

Einleitung „RUB: brutal schön?“

Abb. 1: © Ruhr-Universität Bochum

Abb. 2: © Foto: Kerstin Wittmann-Englert

Die Ruhr-Universität. Eine Bau-Chronik

Abb. 1: Universitätsarchiv Bochum, Dep. Staatliches Bauamt Bochum 02, Nr.74.0578 (© Bau- und Liegenschaftsbetrieb NRW)

Wie baut(e) man eine Universität?

Abb. 1: Gottfried Semper: Zeichnerischer Nachlaß an der ETH Zürich. Kritischer Katalog von Martin Fröhlich, Basel/Stuttgart 1974, © gta Archiv / ETH Zürich, Gottfried Semper

Abb. 2: Foto: Günter Rudolf,
Quelle: © Universitätsarchiv Bielefeld

Abb. 3: Foto: © Alex Schnurer

Die (Er-)findung einer Reformuniversität

Abb. 1: Minister für Landesplanung, Wohnungsbau und öffentliche Arbeiten des Landes NRW (Hg): Die Universität Bochum. Gesamtplanung (=Monographie der Ruhr-Universität, Bd. 1), Stuttgart 1965, S. 9

Abb. 2: Empfehlungen zum Aufbau der Universität Bochum. Denkschrift des Gründungsausschusses, veröff. vom Kultusministerium des Landes Nordrhein-Westfalen, Bochum 1962, S. 10

Abb. 3: Minister für Landesplanung, Wohnungsbau und öffentliche Arbeiten des Landes NRW (Hg): Die Universität Bochum. Gesamtplanung (=Monographie der Ruhr-Universität, Bd. 1), Stuttgart 1965, S. 58

Abb. 4: Foto: © Presse- und Informationsamt der Stadt Bochum 2386/7

Abb. 5: Minister für Landesplanung, Wohnungsbau und öffentliche Arbeiten des Landes NRW (Hg): Die Universität Bochum. Gesamtplanung (= Monographie der Ruhr-Universität, Bd. 1), Stuttgart 1965, S. 67 (1)

Abb. 6: Minister für Landesplanung, Wohnungsbau und öffentliche Arbeiten des Landes NRW (Hg): Die Universität Bochum. Gesamtplanung (= Monographie der Ruhr-Universität, Bd. 1), Stuttgart 1965, S. 67(4)

Wie wurde die RUB gebaut?

Abb. 1: Ministerpräsident des Landes Nordrhein-Westfalen (Hg.): Halbleitzeitbericht Nordrhein-Westfalen-Programm 1975, Düsseldorf 1973, S. 29

Abb. 2: Foto: © Presse- und Informationsamt der Stadt Bochum 10313

Abb. 3: Universitätsarchiv Bochum, Dep. Staatl. Bauamt Bochum 02, 62.0275 (© Bau- und Liegenschaftsbetrieb NRW)

Abb. 4: Universitätsarchiv Bochum, Dep. Staatl. Bauamt Bochum 01, Nr. 30, 62.2196 (© Bau- und Liegenschaftsbetrieb NRW)

Abb. 5: Universitätsarchiv Bochum, Dep. Staatl. Bauamt Bochum 01, Nr. 30, 62.3251 (© Bau- und Liegenschaftsbetrieb NRW)

Abb. 6: Universitätsarchiv Bochum, Dep. Staatl. Bauamt Bochum 01, Nr. 30, 62.4214 (© Bau- und Liegenschaftsbetrieb NRW)

Abb. 7: Universitätsarchiv Bochum, Dep. Staatl. Bauamt Bochum 01, Nr. 30, 62.8351 (© Bau- und Liegenschaftsbetrieb NRW)

Abb. 8: Minister für Landesplanung, Wohnungsbau und öffentliche Arbeiten des Landes NRW (Hg): Die Universität Bochum. Gesamtplanung (= Monographie der Ruhr-Universität, Bd. 1), Stuttgart 1965, S. 20

Abb. 9: Minister für Landesplanung, Wohnungsbau und öffentliche Arbeiten des Landes NRW (Hg): Die Universität Bochum. Gesamtplanung (= Monographie der Ruhr-Universität, Bd. 1), Stuttgart 1965, S. 21

Abb. 10: Universitätsarchiv Bochum, Dep. Staatl. Bauamt Bochum 01, Nr. 30, 62.8337 (© Bau- und Liegenschaftsbetrieb NRW)

Abb. 11: Universitätsarchiv Bochum, Dep. Staatl. Bauamt Bochum 01, Nr. 30, Nr. 62.4290 (© Bau- und Liegenschaftsbetrieb NRW)

Abb. 12: Universitätsgrünplanung. BDGA VIII. Kolloquium, Bonn 1970, Faltplan nach Zeichnung von Georg Penker als eingeklebte Beilage, hier von Hand nachkoloriert (©Archiv Christof Baier)

Abb. 13: © Presse- und Informationsamt der Stadt Bochum

Abb. 14: Minister für Landesplanung, Wohnungsbau und öffentliche Arbeiten des Landes NRW (Hg): Ruhruniversität Bochum. Baudokumentation 1965 (= Monographie der Ruhr-Universität, Bd. 2), Düsseldorf 1965, S. 56 + 63

Abb. 15: © Foto: Kerstin Wittmann-Englert

Abb. 16: Wenke, Hans/Knoll, Joachim H. (Hrsg.): Festschrift zur Eröffnung der Universität Bochum, Bochum 1965, Abb. 15

Abbildungsnachweise

Die RUB – Eine Megastruktur

- Abb. 1:** © AG Geomatik - Geographisches Institut der RUB (M. Gleißner, S. Steinert, W. Herzog) Aktualisierung: Dez. 5II (T. Rabe), 2019
- Abb. 2:** Foto: © Thorsten Jorzick
- Abb. 3:** Simon, Alfred: Planen und Bauen. Bundesrepublik Deutschland, Bonn 1973, S. 54
- Abb. 4:** Universitätsarchiv Bochum, Dep. Staatl. Bauamt Bochum 02, Nr. 65.1006 (© Bau- und Liegenschaftsbetrieb NRW)
- Abb. 5:** Foto: © Marquard (Ruhr-Universität Bochum)

Die Materialität der RUB

- Abb. 1:** Foto: © Tibor Krauß
- Abb. 2:** Foto: © Tibor Krauß
- Abb. 3:** Foto: © Tibor Krauß
- Abb. 4:** Foto: © Tibor Krauß
- Abb. 5:** Foto: © Tibor Krauß
- Abb. 6:** Foto: © Tibor Krauß
- Abb. 7:** Foto: © Tibor Krauß

Kunst am Bau an der RUB

- Abb. 1:** Foto: © Jasmin Gierling
- Abb. 2:** Foto: © Marquard (Ruhr-Universität Bochum)
- Abb. 3:** Foto: © Jasmin Gierling
- Abb. 4:** Foto: © Jasmin Gierling
- Abb. 5:** Foto: © Jasmin Gierling
- Abb. 6:** Foto: © Jasmin Gierling
- Abb. 7:** Foto: © Jasmin Gierling
- Abb. 8:** Foto: © Jasmin Gierling
- Abb. 9:** Foto: © Diana Shepotynnyk
- Abb. 10:** Foto: © Diana Shepotynnyk
- Abb. 11:** Foto: © Diana Shepotynnyk
- Abb. 12:** Foto: © Diana Shepotynnyk

Die Nord-Süd-Achse der RUB

- Abb. 1:** Universitätsarchiv Bochum, Dep. Staatl. Bauamt 01, Nr. 123 (© Bau- und Liegenschaftsbetrieb NRW)
- Abb. 2:** Universitätsarchiv Bochum, Dep. Staatl. Bauamt Bochum 02, Nr. 76.0609 (© Bau- und Liegenschaftsbetrieb NRW)
- Abb. 3:** Archiv B + C Lambart, Ratingen
- Abb. 4:** Universitätsarchiv Bochum, Dep. Staatl. Bauamt Bochum 02, Nr. 73.0145 (© Bau- und Liegenschaftsbetrieb NRW)
- Abb. 5:** Foto: © Alexandra Badke
- Abb. 6:** Universitätsarchiv Bochum, Dep. Staatl. Bauamt Bochum 02, Nr. 74.0025 (© Bau- und Liegenschaftsbetrieb NRW)
- Abb. 7:** Foto: © Alexandra Badke
- Abb. 8:** © HPP Hentrich-Petschnigg + Partner KG, Düsseldorf
- Abb. 9:** Universitätsarchiv Bochum, Dep. Staatliches Bauamt Bochum 02, 65.3211 (© Stadtarchiv Bochum, Foto: Heinz Lohoff)
- Abb. 10:** Foto: © Jasmin Gierling
- Abb. 11:** Universitätsarchiv Bochum, Dep. Staatliches Bauamt Bochum 02, 78.0176 (© Bau- und Liegenschaftsbetrieb NRW)
- Abb. 12:** Foto: © Yvonne Schmied
- Abb. 13:** Universitätsarchiv Bochum, Dep. Staatliches Bauamt Bochum 02, 74.0254 (© Bau- und Liegenschaftsbetrieb NRW)
- Abb. 14:** Gesellschaft der Freunde der Ruhr-Universität Bochum (Hg.): Bauidée und Baugeschehen, Bochum 1972
- Abb. 15:** Gesellschaft der Freunde der Ruhr-Universität Bochum (Hg.): Bauidée und Baugeschehen, Bochum 1972, S. 194
- Abb. 16:** Foto: © Yvonne Schmied
- Abb. 17:** Foto: © Alexandra Apfelbaum

Im Schnittpunkt der Achsen

- Abb. 1:** © AG Geomatik, Ruhr-Universität Bochum
- Abb. 2:** Foto: © Thorsten Jorzick
- Abb. 3:** Foto: © Thorsten Jorzick
- Abb. 4:** Foto: © Thorsten Jorzick
- Abb. 5:** Foto: © Jasmin Gierling
- Abb. 6:** aus: von Cube, Alexandra: Ruhr-Universität Bochum. Bauaufgabe – Baugeschichte – Baugedanke. Eine kunsthistorische Untersuchung. Bochum 1992, S. 67
- Abb. 7:** Foto: © Jasmin Gierling

Abbildungsnachweise

Die Ost-West-Achse der RUB

- Abb. 1:** Foto: © Herbert Peterhofen
- Abb. 2:** Universitätsarchiv Bochum, Dep. Staatliches Bauamt Bochum 02, Nr. 74.0578 (© Bau- und Liegenschaftsbetrieb NRW)
- Abb. 3:** Universitätsarchiv Bochum, Dep. Staatliches Bauamt Bochum 02, Nr. 73.0203 (© Bau- und Liegenschaftsbetrieb NRW)
- Abb. 4:** aus: Universitätsgrünplanung. BDGA VIII. Kolloquium, Bonn 1970, S. 25 (© Archiv Christof Baier)
- Abb. 5:** aus: Wegmann, Thomas: Naturnahe Gestaltung der Grünanlagen in den Querforen West und Ost der Ruhr-Universität Bochum durch den Gartenarchitekten Georg Penker (*1926), in: Die Gartenkunst, Heft 2 (2016), S. 356f.
- Abb. 6:** Universitätsarchiv Bochum, Dep. Staatliches Bauamt Bochum 02, Nr. 81.0095 (© Bau- und Liegenschaftsbetrieb NRW)
- Abb. 7:** aus: Reinold Knümann: Monographie der Ruhr-Universität Bochum, 1965
- Abb. 8:** aus: Reinold Knümann: Monographie der Ruhr-Universität Bochum, 1965
- Abb. 9:** Foto: © Peter Bering
- Abb. 10:** Foto: © Sophia Lopes Ferreira
- Abb. 11:** Foto: © Hans Hanke
- Abb. 12:** VG Bild-Kunst, Bonn 2015 (Universitätsarchiv Bochum, Dep. Staatliches Bauamt Bochum 02, Nr. 71.0443 (© Bau- und Liegenschaftsbetrieb NRW), Fotograf unbekannt)
- Abb. 13:** Foto: © Sophia Lopes Ferreira
- Abb. 14:** Foto: © Jasmin Gierling & Johanna Staßen

N- und I-Bauten in der Diskussion!

Aktuell!

- Abb. 1:** © Ruhr-Universität Bochum (<https://www.ruhr-uni-bochum.de/bc1/tapken/campussanierung/iaib.html>, Stand: Sep. 2020)
- Abb. 2:** © Ruhr-Universität Bochum (https://www.ruhr-uni-bochum.de/bc1/tapken/campussanierung/ic_en.html, Stand: Sep. 2020)

[ruhr-uni-bochum.de/bc1/tapken/campussanierung/ic_en.html](https://www.ruhr-uni-bochum.de/bc1/tapken/campussanierung/ic_en.html), Stand: Sep. 2020)

- Abb. 3:** Foto: © Alexandra Badke
- Abb. 4:** Universitätsarchiv Bochum, Dep. Staatliches Bauamt Bochum 02, Nr. 72.0440 (© Bau- und Liegenschaftsbetrieb NRW)
- Abb. 5:** Foto: © Alexandra Badke

Gescheiterte Multifunktionalität

- Abb. 1:** Foto: © Thorsten Jorzick
- Abb. 2:** Foto: © Jasmin Gierling
- Abb. 3:** Foto: © Herbert Peterhofen
- Abb. 4:** Foto: © Laura Kryś

Fotostrecke. Die ursprüngliche Konzeption der Außenanlagen und das heutige Erscheinungsbild - ein Vergleich

- Abb. 1:** Universitätsarchiv Bochum, Dep. Staatl. Bauamt Bochum 02, 74.0578 (© Bau- und Liegenschaftsbetrieb NRW)
- Abb. 2:** © Foto: Laura Kryś, Jan Willuweit
- Abb. 3:** © Foto: Herbert Peterhofen
- Abb. 4:** © Foto: Laura Kryś, Jan Willuweit
- Abb. 5:** Universitätsarchiv Bochum, Dep. Staatl. Bauamt Bochum 02, 71.0836 (© Bau- und Liegenschaftsbetrieb NRW)
- Abb. 6:** © Foto: Laura Kryś, Jan Willuweit
- Abb. 7:** © Foto: Herbert Peterhofen
- Abb. 8:** © Foto: Laura Kryś, Jan Willuweit
- Abb. 9:** © Foto: Herbert Peterhofen
- Abb. 10:** © Foto: Laura Kryś, Jan Willuweit
- Abb. 11:** Universitätsarchiv Bochum, Dep. Staatl. Bauamt Bochum 02, 81.0090 (© Bau- und Liegenschaftsbetrieb NRW)
- Abb. 12:** © Foto: Laura Kryś, Jan Willuweit
- Abb. 13:** © Foto: Herbert Peterhofen
- Abb. 14:** © Foto: Laura Kryś, Jan Willuweit
- Abb. 15:** Universitätsarchiv Bochum, Dep. Staatl. Bauamt Bochum 02, 781.0095 (© Bau- und Liegenschaftsbetrieb NRW)
- Abb. 16:** © Foto: Laura Kryś, Jan Willuweit
- Abb. 17:** Universitätsarchiv Bochum, Dep. Staatl. Bauamt Bochum 02, 81.0088 (© Bau- und Liegenschaftsbetrieb NRW)
- Abb. 18:** © Foto: Laura Kryś, Jan Willuweit

